

**Russland** Die Kluft zwischen Bürgern und dem System Putin wird immer größer. Wohin führt der Protest? **Politik S. 8**

**Bilderrätsel** Die Mitte im Visier: Georg Seeßen über den Pop als Mittel des rechten Terrors **Kultur S. 13**

**Stille Nacht** Wie der Wahnsinn der Weihnachtszeit nach uns greift. Eine Geschichte von Kurt Vonnegut **Alltag S. 24/25**

Freitag-Community

„Hatte die nicht mal Charakter?“

Sarah Rudolph

**Kultur** Die Community debattiert jeden Sonntag mit Matthias Dell den Tatort und seine Protagonisten »freitag.de/community

Partner des Guardian

15. Dezember 2011  
50. Woche  
Deutschland 3,20 €  
Ausland 3,50 €

# der Freitag

Das Meinungsmedium



Begriff des Jahres:

## Transparenz

Occupy fordert sie ein, die Piraten üben sie aus, Wikileaks setzt alles darauf. Aber: Ist das genug? **s. 6/7**

## Das Ende der Politik

**Koalition** Die Dauerkrise zeigt Wirkung: Merkel hat jeden innenpolitischen Gestaltungswillen verloren. Dabei gäbe es viel zu tun

» Verena Schmitt-Roschmann

**A**dvent? Ja richtig, da war mal was. Das war früher die Zeit der innenpolitischen Großprojekte, der namentlichen Bundestagsabstimmungen und nächtlichen Bund-Länder-Runden, in denen kurz vor Weihnachten Gesundheitsreformen, Steuersenkungen oder Hartz-Gesetze ausgefochten wurden, alles mit maximaler Betriebsamkeit für ein pünktliches Inkrafttreten zum 1. Januar. Und dieses Jahr? Stand auf der innenpolitischen Agenda der letzten Parlamentswoche der „Gesetzentwurf zur Förderung der Mediation“ – und einige glorios aussichtslose Anträge der Opposition.

Nach zwei Jahren Euro-Dauerrettung liegt die deutsche Innenpolitik im Wachkoma. Die Koalition aus Union und FDP trat vor zwei Jahren mit einem Koalitionsvertrag namens „Wachstum, Bildung, Zusammenhalt“ an. Nun beäugt sie teilnahmslos den wirtschaftlichen Abschwung, für Bildung ist sie nicht zuständig, und den Zerfall der Gesellschaft zu stoppen, ist sie nicht gewillt. Der Regierung scheint jeder politische Gestaltungswille abhandengekommen. Die Reform – einst Lieblingsinstrument der Henkels und Hundts und aller übrigen Cassandren des wirtschaftlichen Untergangs – ist tot. Es lebe die allgemeine Krisenverwaltungsrepublik Deutschland.

Natürlich muss man sehen: Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihre Minister sind zeitlich maximal gebunden bei der Bewältigung einer Großkrise, die vor zwei Jahren kaum absehbar war und von der auch die Opposition sagt, sie werde die Agenda auf Jahre bestimmen. Und reicht es denn nicht als Leistungsnachweis, dass nun ganz Europa nach Deutschlands Pfeife tanzt und sich Merkels politischem Willen beugt?

Der neue Hang zum gipfelpolitischen Hauruck, mit dem mal eben ein Referendum in Griechenland abgeblockt oder die bockigen Briten in die Ecke gestellt werden, steht nur scheinbar im Widerspruch zum innenpolitischen Stillstand. Denn Merkel ist vor allem getrieben von Furcht: vor den „Märkten“, deren Beruhigung sie ein ums andere Mal verbeglich sucht, und vor dem deutschen Steuerzahler, der das Begleichen der Zeche angeblich fauler EU-Genossen an der Wahlurne krummnehmen könnte. Merkels EU-Politik ist also Innenpolitik. Derzeit, wie es aussieht, die einzige.

Die Angst vor der nächsten Wahl ist nicht unbegründet, vor allem für Merkels Koalitionspartner. Die FDP hat sich binnen weniger Monate jeder Substanz entledigt. Nun beginnt sie nach dem Rücktritt ihres Generalsekretärs wohl das letzte Gefecht um ihr Überleben als Regierungspartei. Mit einem derart geschwächten Mehrheitsbeschaffer

### Nach zwei Jahren Euro-Rettung liegt die Innenpolitik im Wachkoma

lässt sich kaum etwas gestalten, Merkel muss sich vielmehr ständig abmühen, ihn irgendwie gut aussehen zu lassen. So kommt es, dass eine Steuerentlastung von bescheidenen sechs Milliarden Euro schon heute für übernächstes Jahr angekündigt wird und dass das „Jahr der Pflege“ nun mindestens 18 Monate dauert.

Und doch steckt hinter dem politischen Stillstand mehr als nur Unvermögen oder Parteikalkül. Die zermürbende Dauerkrisepolitik hat Vertrauen gekostet. Das gilt für die Bürger, von denen laut Umfragen knapp zwei Drittel in den von Merkel zum Erfolg verklärten Gipfelbeschlüssen keine Lösung sehen. Aber das gilt auch für die Po-

litik selbst, die sich nach zwei Jahren des Trial and Error eine adäquate Antwort kaum noch zutraut. Man fasst Beschluss um Beschluss – und lässt sich dann abwaschen von mandatlosen Analysten und Fondsmanagern. Der immer wieder geforderte Primat der Politik über die wirtschaftlichen Akteure ist nur dann erfolgversprechend, wenn Entscheidungsträger mehr bieten als eine Versuchsanordnung der Ratlosigkeit.

Für die Innenpolitik gilt das in abgeschwächter Form ebenso. Die Reform als politisches Konzept ist nicht nur deshalb in Misskredit, weil sie fast immer eine Privatisierung von Kosten oder Einbußen bei staatlichen Leistungen bedeutet hat. Sie ist einfach allzu oft schiefgegangen – von der Deregulierung der Finanzmärkte über die Verramschung des Arbeitsmarkts bis hin zur Praxisgebühr. Die kleinteilige politische Debatte über halbgezeigte Konzepte, wie bei der jüngsten Gesundheitsreform und nun wieder bei der Pflege, hat ihre Ursache auch im schwindenden Glauben an den großen politischen Hebel.

Ist das also nun das Ende der Politik – wie in den USA, wo der permanente Wahlkampf jeden Lösungsansatz in der Haushalts-, Sozial- oder Klimapolitik ausbremst? Müssten wir uns fügen in das Konzept einer politischen Ad-Hoc-Bürokratie, die Sachzwänge verwaltet und bei Bedarf ein Schräubchen nachjustiert? Tatsächlich ist die Zeit der stringenten Programmpolitik wohl vorbei in einer global orientierten Informationsgesellschaft, in der einfache Lösungen in Windeseile zerpfückt und verworfen werden und in der nationale Ansätze ohnehin oft zu kurz greifen.

Dennoch: Es wäre abwegig zu behaupten, die Politik könne nicht mehr gestalten und es gäbe nichts mehr für sie zu tun. Stärkeres Besteuern von Gutverdienern hilft natürlich, Wohlstand anders zu verteilen und die Kluft zwischen Arm und Reich zu verkleinern; Einschnitte bei klimaschädlichen Subventionen tragen zu einem verträglicheren Wirtschaftssystem bei. Das sind nur zwei Beispiele, wo politische Lösungen nicht am System scheitern, nicht an einer zu komplexen Welt oder fiesem Marktteufelchen. Es fehlt allein der politische Wille.

Jakob Augstein über die Disziplin der Empörung

### Wir sind Wulff: Aber die Mittelmäßigkeit des Präsidenten darf nicht unser Maßstab sein

**D**as Haus steht in Burgwedel bei Hannover, es kostete 415.000 Euro, und das Grundstück ist 658 Quadratmeter groß. Ganz gleich, was man von Christian Wulff hält: Man kann ihm nicht vorwerfen, dass Person und Lebensstil nicht zueinander passen würden. Wulff ist bürgerlicher Durchschnitt durch und durch. Das Wildeste an dem Mann ist die Tätowierung seiner Frau. So durchschnittlich wie Wulff selbst sind auch die politischen Auffälligkeiten, die ihn umgeben. Einmal durfte er sich bei einem Überseeflug mit einem Economy-Ticket in die Business-Klasse setzen. Er verbringt seine Ferien gern bei reichen Freunden. Und jetzt kommt raus, dass er sich bei solchen Freunden auch das Geld für sein Haus geliehen hat.

Das Wort Skandal mag man dafür nicht in den Mund nehmen. Aber dennoch gerät der Bundespräsident zu Recht unter Druck. Und wir haben uns zu Recht nicht daran gewöhnt, dass das Regelmäßige auch das Rechtmäßige ist.

Wir üben uns gerade in Disziplin. Und zwar in der Disziplin der Empörung. Das ist gut. Die Empörungsfähigkeit ist die Immunabwehr des politischen Systems. Wenn sie verlorengelht, verfällt der politische Körper.

Der in Hannover offenbar übliche politische Alltag des allzu engen Miteinanders reicher Leute und ihrer Freunde aus der Politik erhält auch nicht dadurch mehr Rechtfertigung, dass es um so wenig geht: 6.600 Euro, liest man, habe Wulff durch den Freundes-Kredit im Jahr an Zinsen gespart. Die Summe ist erschreckend klein: Man wünscht sich, dass die politische Glaubwürdigkeit selbst eines niedersächsischen Ministerpräsidenten mehr wert ist. Aber vermutlich liegt der wahre Schrecken darin, dass Wulff bis zur Anfrage der Grünen gar nicht auf die Idee gekommen war, hier könne seine politische Glaubwürdigkeit auf dem Spiel stehen. Es ist eine provinzielle Affäre, in provinziellen

Maßstäben mit provinziellen Beteiligten. Nur dass einer von ihnen heute Bundespräsident ist.

Jedes Volk bekommt den Präsidenten, den es verdient, möchte man da sagen. Und wenn wir unseren jetzt gern eine Nummer größer hätten, haben wir eben Pech gehabt. Wir sind Wulff. Und seine Mittelmäßigkeit ist unsere. Die Beliebtheit dieses Mannes erklärt sich dadurch. Dass von ihm kein einziges Zitat zur schlimmsten Systemkrise, die wir seit Bestehen der Bundesrepublik erleben, in Erinnerung ist, tut dieser Beliebtheit offenbar keinen Abbruch.

Dass Wulff wegen seines Häuslekredits überhaupt unter Druck gerät, ist eine angenehme Überraschung und sicher nicht im Sinne der Kanzlerin. Angela Merkel hatte im Frühjahr versucht, die politischen Standards im Land zu senken, als sie an ihrem Guttenberg festhalten wollte, obwohl er als Betrüger entlarvt worden war. Gewichtige Medien stützten damals dieses Kurs: Das Haus Springer stand fest zu Guttenberg, und auch der Chefredakteur der Hamburger Zeit erklärte das Plagiat zur lässlichen Sünde. Aber es gab ein großes Murren in jenem Teil des Bürgertums, der noch eine Erinnerung an die eigenen Werte hatte. Guttenberg musste gehen.

Es ist bemerkenswert, dass die Bild-Zeitung diesmal auf der anderen Seite steht. Das Haus Springer wendet sich gegen einen Bundespräsidenten der CDU. Haben Fleiß und Glück den Kollegen die gute Geschichte in die Hände gespielt und sie sind einfach ihrem journalistischen Ethos gefolgt? Oder gibt es hier eine verborgene Agenda? Wer weiß. Nietzsche sagt: „Nicht dass Du mich belogst, sondern dass ich dir nicht mehr glaube, hat mich erschüttert.“

ILLUSTRATION: EVA HILLREINER FÜR DER FREITAG. MATERIAL: DORIS HEINRICHS. BECHTSGARDEN/FOTOLIA

Sie finden **alle Texte auf freitag.de**, indem Sie die Headline, ein Stichwort oder den Autoren in der Suche eingeben. Wo vermerkt, finden Sie dazu auch Zusatzmaterial im Internet. Je nach Logo sind das weitere Texte, Audiobeiträge, Videos oder Bildergalerien



## Inhalt



**Liebe Leserinnen und Leser,** im April trüdelte ein Fax von Harry Rowohlts in unserer Redaktion ein. Seit ich ihn

vor zweieinhalb Jahren mal zu einem Interview traf, haben wir uns einige Faxe hin- und hergeschickt, da er Computer hasst. Mal fragte ich ihn, ob er über seine Lieblingsfernsehserie *Lindenstraße* schreiben könnte, mal, was seine Meinung zu 20 Jahren Wiedervereinigung sei.

Diesmal schrieb er, dass er gerade für den Verlag Kein & Aber Kurzgeschichten von Kurt Vonnegut übersetzt, die bisher unveröffentlicht seien. Bei einer Weihnachtsgeschichte habe er sofort an den *Freitag* denken müssen. Leser-Blatt-Bindung nenne das der Romantiker. Wir sagten zu, sie in der Weihnachtszeit zu drucken. Und was soll ich sagen? Als der Verlag im November die Fahnen schickte, gab es gewisse Wiedererkennungseffekte zwischen der fiktiven Redaktion in der Geschichte und unserer. Nur eine Position als „Stellvertretender Direktor der Öffentlichkeitsarbeit für den Alljährlichen Weihnachtsfestbeleuchtungswettbewerb“ hat mir beim *Freitag* noch niemand angeboten. Was es damit auf sich hat, lesen Sie auf den Seiten 24 und 25.

Eine anregende Lektüre wünscht  
*Jan Pfaff*

## Wochenthema

**Begriff des Jahres** S. 6/7

Transparenz über alles: Occupy fordert sie, die Piraten üben sie aus, Wikileaks setzt alles darauf. Aber: Ist das genug?

## Politik

**Euro-Aus** S. 5

Kann Deutschland aus dem Euro aussteigen? Wie viel kostet die Rückkehr zur D-Mark? Was hieß das für Sparer?  
*Tom Stroh Schneider*

**Russland** S. 8

Rechtsradikale, Kommunisten, Großstadtschickier: Russlands Protestszene hat viele Gesichter, aber keine Strategie  
*Ulrich Heyden*

**Positionen** S. 11

Von wegen „Getriebene der Märkte“: Merkel & Co. arbeiten bewusst an der Entsolidarisierung ganzer Gesellschaften  
*Gabriela Simon*

## Kultur

**Terror** S. 13

Pink Panther und Monopoly: Wie die Nazi-Mörder das Verhältnis von Pop-Kultur und Terror verändern  
*Georg Seeflen*

**Literatur** S. 16

Spottende Vögel und rebellische Spaziergänger: Eine Wanderung durch Suffolk auf den Spuren des Autors W. G. Sebald  
*Tobias Hering*

**Wissen** S. 18

Erst 2018 bekommt das Kyoto-Protokoll einen Nachfolgepakt. Ein Grund dafür: die Kritikunfähigkeit der Klimaforscher  
*Kathrin Zinkant*

## Alltag

**Porträt** S. 21

Er würde es nochmal machen: Wolfgang Lippert über „Wetten, dass...?“ und eine ostdeutsche Stärke: Ironie  
*Susanne Lang*

**Adventsgeschichte** S. 24/25

Harry Rowohlts übersetzt eine bisher unveröffentlichte Weihnachts-Kurzgeschichte des 2007 verstorbenen Autors Kurt Vonnegut

**Der, die, das** S. 26

Behaart wie Bären, muskulös wie Prolls, gefürchtet wie Skinheads: Schwule Männer schaffen sich neue Rollenbilder  
*Sophia Hoffmann*

**A-Z Hausautoren** S. 28

Autoren des *Freitag* und ihre Bücher

Leserbriefe, Impressum S. 20

# Ausgezogen, um Politik zu lernen

Susanne Graf bereitet sich und ihre Kollegen von der Berliner Piraten-Fraktion auf das Ende der Schonzeit vor

■ **Steffen Kraft**

Es wäre falsch zu behaupten, dass ihr erster Auftritt auf der großen politischen Bühne lautlos verlaufen ist. Aber: „Ich war zu leise“, sagt Susanne Graf, 19, jüngste Politikerin im Berliner Abgeordnetenhaus und einzige Frau in der Fraktion der Piratenpartei. Ende Oktober hat sich das Berliner Landesparlament konstituiert. Grafts Rolle dabei war, dass sie als jüngste Abgeordnete als erste die Namen der anwesenden Abgeordneten aufrufen musste, um die Beschlussfähigkeit des Parlaments festzustellen. „Man hat mir dringend ans Herz gelegt, ganz nah ans Mikrofon zu gehen“, sagt sie. Aber so richtig viel verändert hat das auch nicht.

Nicht lautlos, aber recht leise. Wenn es bis Weihnachten nicht noch zu einem politischen Paukenschlag kommt, wird das auch die Bilanz der ersten 100 Tage der Piratenpartei in einem deutschen Parlament sein. Zwei Große Anfragen an die Landesregierung haben die 15 Neupolitiker bisher auf den Weg gebracht, eine zur Online-Durchsuchung und eine zur Copyright-Überwachung in Schulen. Ansonsten bildeten sich die Piraten jeweils Meinungen zu den Anträgen der anderen Parteien, kündigten eine Organklage gegen die Geschäftsordnung des Parlaments an und stritten über den Wahlmodus zu ihrem Fraktionsvorsitzenden im Speziellen und über die Form ihrer Arbeit im Parlamentsbetrieb im Allgemeinen. Form ist wichtig für die Piraten, und besonders wichtig ist es für die Wirtschaftsmathematik-Studentin Susanne Graf: „Wir sind hier in einem Bürokratieapparat, den wir erst einmal verstehen müssen“, sagt sie. Doch das ist nicht das Einzige, was sie lernen will. Und sie weiß: Es ist auch nicht das Wichtigste.

Die Jungpiratin Graf ist ausgezogen, um die Politik zu erlernen. Drei Monate nach der Wahl sitzt sie nun in einem eigenen Büro im Abgeordnetenhaus. Aber dass sie in der Politik angekommen wäre, behauptet sie selbst nicht. Die Regale sind immer noch so kahl wie am Anfang. Gerade einmal ein paar Sticker, Fähnchen, Ballons und Flyer liegen darin. Wenn sich mal ein Sympathisant in den stillen Flur im vierten Stock des Parlaments verirren sollte, kann sie ihm gleich etwas mitgeben. Oft ist das bisher aber noch nicht gekommen.

Zurzeit hat Graf ohnehin nicht so viel Lust auf andere Leute. Sie war krank, es ist ihr ers-



FOTO: BEN DE BEL

ter Tag nach einer Weile im Bett. Es war viel in den vergangenen Wochen. Zu viel. Jetzt bremst der Körper. Draußen hat sich die Herbstsonne erst einmal verabschiedet, und drinnen verteilen sich leere Zwei-Liter-Wasserflaschen über den Raum. Sie muss viel trinken, hat ihr Arzt gesagt.

Seit Ende Oktober hat sich dem Inventar einzig ein Adventskalender hinzugesellt. Das Bild zeigt lauter kleine Wichtel, die emsig um einen Weihnachtsbaum herumwuseln. Hinter jedem Papptürchen verbirgt sich ein Stück Schokolade. Der Kalender sieht noch völlig unberührt aus. „Das täuscht!“, sagt Susanne Graf. „Ich mache die alten Türen immer zu. Das würde ja sonst das schöne Bild zerstören.“

Das Bild für die Öffentlichkeit. Inzwischen wird den Piraten nicht mehr jeder Faux-Pas als liebenswertes, authentisches Anderssein ausgelegt. Besonders kritisch sind jene Anhänger, die große Hoffnungen in das Verspre-

chen gesetzt haben, die Piraten würden sich auch nach der Wahl nach den Meinungen der Wähler richten.

Wie schmerzhaft das sein kann, hat Graf bei ihrer Suche nach einem persönlichen Mitarbeiter erfahren. Laut Abgeordnetengesetz kann jeder Parlamentarier für 10 Stunden die Woche einen Assistenten einstellen, der die Koordination des Büros übernimmt, E-Mails beantwortet und Vorlagen kopiert. Susanne Graf wollte nicht lange suchen und stellte flugs Christopher Lang ein, der Pressesprecher der Piraten-Bundespartei ist und mit dem Graf in Berlin-Mahlsdorf zusammenlebt.

Zwar verbietet das Gesetz lediglich die Anstellung von eingetragenen Ehe- und Lebenspartnern. Doch etwas mehr als eine Woche nach Grafts Ankündigung brach über den Kurznachrichtendienst Twitter eine Beschimpfungswelle – ein sogenannter Shitstorm – über die junge Abgeordnete herein. Ausgelöst hatten ihn Sympathisanten, die die Arbeit der Fraktion begleiten und bemerkt hatten, dass auch der Piraten-Abgeordnete Oliver Höfinghoff seine Lebenspartnerin angestellt hatte.

Zwar versuchte sich Graf zunächst noch in Blögeinträgen zu erklären, ruderte dann aber schnell zurück – und beendete das Arbeitsverhältnis. Höfinghoff dagegen entließ seine Partnerin nicht. Wie Graf sich damit fühlt, verrät sie lieber nicht öffentlich. Nur soviel: „Wenn ich etwas Emotionales entscheiden muss, dann sehe ich mir die Sache wie ein Mathematiker an.“ Sie will, dass diese Sache jetzt vorbei ist. Und sie nimmt davon auch eine Erkenntnis mit: „Wir Piraten müssen lernen, nicht nur zu überlegen, dass wir das Richtige tun, sondern auch, wie das von außen aussieht, und ich hatte am Anfang keine Bedenken.“

Das Verdienst von Graf und ihren Kollegen ist bisher vor allem, dass man ihnen beim Lernen von Politik zusehen kann. Reicht das? Oder haben nun diejenigen Recht behalten, die behaupteten, die Piraten hätten im Parlamentsbetrieb nichts beizutragen? Graf findet, für eine Antwort auf die Frage sei es zu früh. „Ich glaube, die anderen Fraktionen schonen uns noch“, sagt sie. Doch sie weiß auch: Die Schonzeit ist bald vorbei. Schlimm findet sie das nicht. Ihr erstes inhaltliches Projekt soll ein Antrag werden, das Wahlalter auf 16 Jahre herunterzusetzen. Bis auf die CDU haben diese Forderung auch alle anderen Parteien im Programm. Graf grinst: „Wenn das Parlament den Antrag ablehnt, habe ich immerhin etwas, was ich zum Skandal machen kann.“

**Will Hutton** über die Misere der britischen Außenpolitik

## Die falschen Antworten der Tories

Die Tories sind eine der ältesten Parteien überhaupt. Ihre Langlebigkeit basiert allerdings eher auf ihrer Attraktivität für Teile des englischen Kleinbürgertums als auf der Qualität ihres politischen Urteils. Besonders in der Außenpolitik lagen sie in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder falsch. So ist es auch jetzt wieder.

Wären wirklich die Interessen Großbritanniens bedroht gewesen, Premierminister David Cameron hätte vielleicht Grund gehabt, gegen die Nutzung der EU-Verträge zur Euro-Rettung zu stimmen. Doch Cameron legte sein Veto vor allem im Namen des Finanzsektors ein. Diese Branche erwirtschaftet 7,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts und umfasst eine Million Arbeitsplätze. Eine EU-Reform würde aber nur einen Bruchteil davon bedrohen – wenn überhaupt. Schlimmstenfalls wären ein Dutzend ausländischer Investmentbanken und einige Hedgefonds betroffen gewesen. Unsere Beziehungen zu den anderen EU-Staaten und unsere politischen Gestaltungsmöglichkeiten in Europa betreffen einen weit größeren Teil unserer Wirtschaftsleistung.

Was noch schlimmer ist: Wir haben den Ländern der Währungsunion eine schnelle Umsetzung der für die Euro-Rettung nötigen Entscheidungen erheblich erschwert. Sollte der Euro deshalb scheitern, wird das daraus folgende Bankensterben und die zwangsläufige wirtschaftliche Depression auch Großbritannien hart treffen. Unsere europäischen Nachbarn würden uns dies lange nicht verzeihen.

Cameron hat ein Gespür für seine eigene Partei. Darüber hinaus ist er jedoch kaum zur Empathie fähig. Er ist umgeben von Hedgefond-Managern, die seine Partei finanzieren, und von rechten Medien-Mogulen. Er lebt in einer eigenen Welt mit Tory-Dining-Clubs und Landhaus-Wochenenden, wo er sich des Beifalls für sein Nein zum EU-„Komplot“ sicher sein kann. Cameron konnte nicht riskieren, bei einer Abstimmung im Unterhaus über Änderungen am EU-Vertrag nur

auf Stimmen der Liberaldemokraten, der Labour-Partei und einer Minderheit seiner eigenen Partei angewiesen zu sein. Das gilt umso mehr, als die Forderung nach einem Referendum über Großbritanniens Haltung zu Europa in immer hysterischerer Tonlage vorgetragen wird. Der rechte Tory-Flügel hat Blut geleckt. Er hält das Abstimmungsergebnis bereits für ausgemacht und sieht sie als Mittel, Großbritannien aus der verhassten EU herauszulösen.

Die britische Politik steht an einem Wendepunkt. Wollen wir wirklich in einem Land leben, das sich allein nach den Bedürfnissen von Camerons Clan richtet? Wie wollen wir mit unseren Nachbarn zusammenleben? Die Tories geben auf diese Fragen die falschen Antworten. Nach Camerons Veto steht jetzt fest, dass die nächsten Parlamentswahlen nicht erst 2015 stattfinden werden. Und Cameron und seine Partei können sich eines erneuten Sieges nicht allzu sicher sein.

**Will Hutton** ist Buchautor und Kolumnist bei der britischen Sonntagszeitung *The Observer*. Übersetzung: Holger Hutt

**Tom Stroh Schneider** über den freien Fall der FDP

## Gescheiterte Partei

Politische Führung sollte Ängste ernst nehmen“, hat Christian Lindner einmal gesagt. „Sonst verliert sie irgendwann ihren Führungsanspruch.“ Das war im Frühjahr, in Fukushima war gerade ein Atomkraftwerk explodiert, und bei den Liberalen gab es ein großes Stühlerücken. Inzwischen hat die neue Parteispitze, welche die FDP aus der Westerwelle-Krise führen sollte, selbst den Anspruch auf die Führung verloren. Und auch diesmal geht es darum, dass Ängste nicht ernst genommen wurden.

Der Mitgliederentscheid über den Euro-Rettungsschirm ESM war ein Ausdruck dieser Befürchtungen. Hinter dem Vorhang des euroskeptischen Populismus ging es dabei auch um Fragen, die über das Thema Finanzkrise hinausreichen – um die Existenzbegründung einer Partei, die jenseits neoliberaler Stumpfheiten kein programmatisches Angebot mehr hat. Der „Rebell“ Frank Schäffler offerierte zwar ein schlechtes, aber er hatte immerhin eines. Dass Lindner, Philipp Rösler und Daniel Bahr, die als Trio der Erneuerung angetreten waren, keinen eigenen konzeptionellen Befreiungsschlag formulierten

und sich zugleich arrogant über das basisdemokratische Wollen hinwegsetzten, es sogar torpedierten, offenbart die tiefe Krise der FDP: die Boygroup ist inhaltlich und als Führungsmannschaft gescheitert.

Nach dem „Bauernopfer“ Lindner, der mit seinem Rücktritt am Mittwoch für den verantwortlichen Parteichef den Kopf hinhielt, wird auch Rösler weichen müssen. Wann das geschieht und welche gelb-blauen Dominosteine als nächste fallen, ob die FDP mit Rainer Brüderle eine Zukunft in der Vergangenheit sucht und wie Angela Merkel auf die neuerlichen Turbulenzen einer Partei reagiert, von der ihre Kanzlerschaft vorläufig abhängt – all das ist eine Frage der Zeit, nicht mehr eine des Ergebnisses. SPD und Piraten haben sich als Verwalter des liberalen Nachlasses bereits anempfohlen.

„Es gibt den Moment, in dem man seinen Platz freimachen muss, um eine neue Dynamik zu ermöglichen“, hat Lindner erklärt. Es ist ein Ausstieg bei voller Geschwindigkeit. Die Bewegungsrichtung der FDP wird er damit nicht aufhalten können – die Liberalen bleiben im freien Fall.



ILLUSTRATION: CHRISTOPHER HEES FÜR DER FREITAG

# Nachschub für die Truppe

**Militär** Die Abschaffung der Wehrpflicht hat die Bundeswehr auf ungewohntes Terrain geschickt: in den Kampf um Freiwillige. Ein Frontbericht

■ Eva Simon

**M**ax ist 16, seine Lieblingsfächer sind Ethik, Deutsch und Physik, und er weiß schon, was er werden will. Panzergrenadier. Deshalb ist er heute mit seinem Vater ins Kreiswehrersatzamt nach Adlershof gekommen, in einen nüchternen Zweckbau auf grüner Wiese, dort, wo Berlin in Wald übergeht. Jetzt steht Max an der Empfangstheke und guckt erschrocken, weil der diensthabende Unteroffizier seinen Namen nicht gleich auf der Liste findet. Max ist aufgeregt, ein hübscher Junge, würden ältere Damen sagen, blonde Haare, wache graue Augen, die gut zur Farbe seines Hemdes passen. Und so einer soll sich in Afghanistan in die Luft sprengen lassen? Seit die Bundeswehr eine Armee im Auslandseinsatz ist, blickt man mit anderen Augen auf ihre Soldaten. Man liest jetzt wieder Wörter, die man in Bezug auf Deutschland nur aus der Vergangenheit kannte: Krieg, Gefallene, Veteranen.

„Die junge Generation“, sagt Oberleutnant Neumann, „denkt so aber nicht.“ Der Zweite Weltkrieg ist für die Jungen sehr weit weg, viel weiter als für die nächstältere Generation, deren Großeltern noch Nazis waren, und die sich im Kinosaal windet, wenn in Werbespots der Bundeswehr Fliegergeschwader den Himmel durchpflügen. Neumann, Offizier und selbst seit 32 Jahren Soldat, ist die junge Generation lieber als die vorige. Die Jungen gingen nicht ideologisch an die Sache heran, sondern realistisch. Die Gefahren seien ihnen bewusst. Wenn in den Medien von einem neuen Anschlag auf einen deutschen Konvoi in Afghanistan berichtet werde, ebneten die Anrufe bei der Bewerbungs-Hotline einen Tag lang ab. Dann erreichten sie aber schnell wieder ihren alten Stand.

Max hat einen Cousin, der als Minensucher schon im Kosovo und in Afghanistan war. Über die Gefahren des Jobs muss man ihm nichts mehr erzählen. Hauptfeldwebel Melanie Große macht es trotzdem. Sie ist Wehrdienstberaterin und empfängt Max und seinen Vater in ihrem Büro. Jeder, der Soldat wer-

den will, muss für ein solches Gespräch hier erscheinen. Erst danach kann man sich bewerben. Große ist eine Frau in Flecktarn um die 30, die aber jugendlicher wirkt, Typ große Schwester. Mit der kann man Pferde stehlen, würden ältere Damen sagen. Sie soll jetzt: Ein lockeres Gespräch führen, informieren, „schauen, ob man zueinander passt“ – und Max erst einmal von seiner Idee abbringen. Sie würde niemandem mit 16 oder 17 raten, direkt zur Bundeswehr zu gehen. Lieber erstmal eine Ausbildung im Zivilen machen. Oder Abitur. Und sich erst dann bewerben – wenn man immer noch will.

Aber zunächst erzählt sie, was das bedeutet, Soldat sein: „Dass man Dinge erleben kann. Das will überdacht sein.“ Und mit Dinge meint sie nicht die Dinge, die in den Werbespots zu sehen sind: Mit dem Panzer durch Matsch fahren, Fallschirm springen, Hubschrauber fliegen. Er solle seinen Cousin auch einmal nach den schlimmen Sachen fragen, rät Große, nach den traumatischen Erlebnissen, „vielleicht erzählt er, dass er beim Psychiater war.“ Max nickt.

## „Augen auf bei der Berufswahl“

Die Wehrpflicht, die seit Juli dieses Jahres ausgesetzt ist, bestand schon lange nur noch auf dem Papier. Zuletzt wurden nur noch 17 Prozent eines Jahrgangs eingezogen. Die Wehrdienstleistenden waren schon ewig kein „Spiegel der Gesellschaft“ mehr, sondern eben jener Teil der Gesellschaft, der zur Bundeswehr ging. Allerdings bildeten die Wehrdienstleistenden den Pool, aus dem die Bundeswehr ihre Zeitsoldaten rekrutierte. Und dieser Pool ist jetzt dramatisch geschrumpft, von 65.000 auf jene 5.000 bis 15.000 Mann, die künftig freiwillig Wehrdienst leisten sollen. Zwar schrumpft auch der Personalbedarf, die Bundeswehr soll ja kleiner werden. Trotzdem müssen künftig verstärkt auf anderen Wegen Bewerber gefunden werden.

Oberleutnant zur See Thorsten Steffenberg, ein schnell redender, drahtiger Enddreißiger, hätte ohne Wehrpflicht vielleicht nie zur Bundeswehr gefunden. Der Schlosserlehrling wurde nach dem Grundwehrdienst gefragt, ob er sich vorstellen könnte, länger zu bleiben. Steffenberg konnte. Er begann als einfacher Mannschafts-Soldat bei der Marine, segelte auf der Gorch Fock und trat dann seinen Marsch durch die Laufbahnen an. Heute ist er einer von drei Karriereberatungsoffizieren in Berlin, die Vorträge an Schulen halten, in Job-Centern und an jenen Qualifizierungs-Einrichtungen, die nach der Hartz-IV-Reform aus

dem Boden geschossen sind, um das Gegenstück des „Forderns“ zu erledigen, das „Fördern“. Steffenberg sagt, dass es kein Nachwuchsproblem bei der Bundeswehr gebe. Wenn man darunter versteht, dass es mehr Bewerber als offene Stellen gibt, stimmt das. Im Schnitt kommen drei Bewerber auf eine offene Stelle. Über die Qualität der Bewerber sagen die Zahlen aber nichts. Steffenberg sagt, im Zweifel gelte: „Lieber Lücke als Krücke.“

Um den Bewerberkreis zu vergrößern, hat die Bundeswehr seit der Aussetzung der Wehrpflicht mehr Anzeigen geschaltet und die Altersgrenze angehoben. Mehr Vorträge an Schulen gebe es aber nicht, sagt Steffenberg. Das Militär frage nicht von sich aus an, die Initiative müsse von der Schule ausgehen, sonst habe das keinen Zweck.

Die Schulen laden die Bundeswehr ein, aber viele wollen nicht, dass das in der Zeitung steht. „Wir wollen mit so was nicht in Verbindung gebracht werden“, sagt eine Schulleiterin am Telefon, und steht für Nachfragen nicht zur Verfügung. Steffenberg fühlt sich nicht beleidigt, wenn er verleugnet wird. Wahrscheinlich kriegt man ein dickes Fell, nachdem man ein paarmal zur Begrüßung gehört hat: „Wenn ich hier was zu sagen hätte, wären Sie nicht da.“

Im Berufs-Informations-Zentrum in Marzahn-Hellersdorf sind sechs junge Männer und zwei Frauen zur Informationsveranstaltung der Bundeswehr gekommen. Wenn sie nichts gefragt werden, schweigen sie, wie nur Fünfzehn- bis Siebzehnjährige schweigen können. Auch sie kämpfen in einer Art Krieg, für den sie schlecht ausgerüstet sind, es geht um ihre Zukunft. An der Wand hängt der Schlachtplan, der hier „Dein Berufswahl-Fahrplan“ heißt, und befiehlt, wann was erledigt zu sein hat. Daneben warnt ein manga-artiger Frauenkopf: „Augen auf bei der Berufswahl!“ Steffenberg stellt erstmal Fragen, „damit ich weiß, mit wem ich es zu tun habe“, sagt er. Es sind leichte Fragen, die etwas gereizt beantwortet werden, wahrscheinlich werden die Schüler das zur Zeit oft gefragt:

„Wie viele Bewerbungen habt ihr schon geschrieben?“ – „Zu viele.“

„Wer hat schon ein Praktikum gemacht? Und wo?“ – „Bei Netto“, „Im Kindergarten“. Das findet Steffenberg gut. Soziale Kompetenz, sagt er, ist wichtig bei der Bundeswehr.

Dann beginnt er seine Powerpoint-Präsentation, es geht los mit den Einstellungs Voraussetzungen, und die Fragen werden komplizierter: „Bekanntnis zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung – was ist denn das?“ Schweigen. Steffenberg muss nachhelfen.

**„Als Frau wird man auch in den Krieg geschickt?“, will ein Mädchen wissen. Der Berater tut so, als verstünde er die Frage nicht**

Dann malt er mit Filzstift eine Pyramide ans Whiteboard: Unten die Mannschafts-dienstgrade, darüber die Unteroffiziere, dann die Feldwebel, an der Spitze die Offiziere. Er klopft auf die zweite Stufe, die Unteroffiziere. Darüber wird er jetzt sprechen, nicht über die unterste Stufe: „Die Mannschafslaufbahn ist nichts für Schüler. Da ist keine Ausbildung dabei.“ Wer bei der Bundeswehr eine Ausbildung macht, bekommt ein Einstiegsgehalt von 1.450 Euro. Ein normaler KFZ-Mechatronik-Azubi bekommt höchstens 800 Euro. Das ist ein Anreiz. Aber, sagt Steffenberg, das Geld dürfe nicht der Grund sein. Denn wenn die Ausbildung abgeschlossen sei, komme der Einsatz. Die Bundeswehr bilde die Leute ja nicht aus Selbstlosigkeit aus. Und wenn in Kabul ein KFZ-Mechatroniker gebraucht werde, dann gehe es nach Kabul. „Dass das gefährlich ist, entnehmen Sie bitte den Medien.“

Gleich, wenn alle weg sind, wird Steffenberg sagen, dass von den Schülern heute keiner in Frage kommt. Die, die sich in Marzahn-Hellersdorf für die Bundeswehr interessieren, sind also nicht die, die die Bundeswehr haben will. Wenn sie die einzigen Bewerber wären, würde es wohl heißen: Lücke.

## Panzer, Särge, Küsse

Die 9. Klasse einer Gesamtschule aus Berlin-Mitte dürfte dagegen ein breiteres Spektrum an Potenzialen abdecken. Die Schüler sind heute im Rahmen des BVBO bei der QEU – wenn Berliner Schulen und Bundeswehr eins gemeinsam haben, dann die Vorliebe für Abkürzungen. Das BVBO ist ein Programm zur Berufsvorbereitung, die QEU eine „Qualifizierungsgesellschaft“ in einem Gewerbegebiet in Hohenschönhausen. Eigentlich ist heute Metallverarbeitung dran, und der Lehrer, der ein bisschen schluffig aussieht, wie beliebte Lehrer oft aussehen, sagt, dass er gar nicht wusste, dass vorher die Bundeswehr reden darf.

Die Neuntklässler sitzen also in ihren Kapuzenpullis vor Pulten, auf denen Zangen, Drähte und Lötkolben liegen und gucken einen Film. Der Film ist die Illustration zum neuen Claim der Bundeswehr mit der ungewöhnlichen Interpunktion: „Wir. Dienen. Deutschland.“ Zu elektronischer Marschmusik spritzen Panzer durch Matsch, Fallschirme öffnen sich wie große Quallen und ein Marine-Soldat küsst ein blondes Mädchen.

Danach ist schwer zu sagen, ob die Schüler Steffenberg zuhören, der unbefangen ein Vokabular gebraucht, bei dem sich ihrem Lehrer die Nackenhaare sträuben, jedenfalls wird sein Atem immer lauter. Entbehrung, Feindesland, Besten-Auslese – es sind Wörter, die aus dem zivilen Wortschatz quasi verschwunden sind. Steffenberg zeigt eine lange Liste mit Berufen, die man bei der Bundeswehr lernen kann, Fluggerätemechaniker zum Beispiel, oder Fotograf. Als Steffenberg sagt, dass man auch als Fluggerätemechaniker oder als Fotograf nach Afghanistan geschickt werden kann, horchen die Schüler doch auf. „Darf man sagen, ich will da nicht hin?“, will ein Mädchen wissen, und Steffenberg sagt: „Gute Frage“ und bringt das Beispiel vom Feuerwehrmann, der auch nicht sagen kann, dass er nicht ausrücken will, wenn's brennt. „Als Frau wird man auch in den Krieg geschickt?“, hakt das Mädchen nach, und Steffenberg tut so, als ob er die Frage nicht versteht, ja natürlich, Männer und Frauen bildeten gemeinsam ein Team.

Dem Lehrer platzt irgendwann der Kragen. „Ein Soldat muss bereit sein zu töten“, wettet er, „das ist die erste Aufgabe eines Soldaten.“ Und diesen Satz hätte er in Steffenbergs Vortrag vermisst. „Es geht doch nicht darum, Maschinen zu pflegen oder Fotos zu machen, was erzählen Sie denn hier den Schülern?!“ Aufgabe der Bundeswehr sei Landesverteidigung, nicht der Aufbau ferner Länder. Er glaube nicht, dass die Sicherheit Deutschlands am Hindukusch verteidigt werde, wie Peter Struck gesagt habe – und zu den Schülern gewandt: „Das war ein ehemaliger Verteidigungsminister“. Er finde auch nicht, dass die Bundeswehr dazu da sei, Handelswege zu sichern, wie Horst Köhler gesagt habe – zu den Schülern: „Das war ein ehemaliger Präsident“.

Steffenberg könnte den Ball aufnehmen, von Mädchenschulen in Afghanistan erzählen oder von Bündnisverpflichtungen. Er könnte den Lehrer fragen, ob er will, dass die Bundeswehr abgeschafft wird, und ob er sich überlegt hat, was das für Folgen für Deutschlands Rolle in der Welt hätte. Aber Steffenberg nimmt den Ball nicht auf. Er sagt, dass er hier ist, um über Karrieremöglichkeiten zu informieren, nicht um über Sicherheitspolitik zu diskutieren. Dass Töten und Getötetwerden dazu gehöre, habe er nicht verschwiegen. Im Film seien auch Särge zu sehen gewesen. Die Bilder waren mit Marschmusik unterlegt, vielleicht ist es das, was den Lehrer gestört hat.

Eva Simon arbeitet als Reporterin unter anderem für die Deutsche Welle, Brand Eins und den Freitag

# Wenn nichts mehr bleibt als die Straße

**Wohnungslose** Wegen steigender Mieten und wachsender Armut verlieren immer mehr Menschen ihr Zuhause. Im Winter wird ihre Lage prekär

■ Hanning Voigts

**M**an sieht sofort, dass Paul\* sich nicht wohlfühlt. Wie er da mit seinem Teebecher auf der Bierbank sitzt und die Obdachlosen beobachtet, die in der Notübernachtung am Berliner Hauptbahnhof um einen Teller Suppe anstehen. Paul ist zum ersten Mal hier. Heute Morgen haben Gerichtsvollzieher und Hausverwaltung den 60-jährigen aus seiner Wohnung geworfen. „Miet-schulden“, sagt er leise. Jetzt weiß er nicht wohin. „Ich kann doch nicht auf die Straße.“ Der hagere Mann wischt sich mit der Hand über die Augen. „Ich könnte heulen.“

Mit Beginn der kalten Jahreszeit wird die schwierige Lage obdach- und wohnungsloser Menschen in diesen Tagen noch prekärer. Und erstmals seit längerer Zeit steigt ihre Zahl wieder spürbar. Nach Schätzungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe hatten 2010 etwa 248.000 Menschen kein eigenes Zuhause – zwei Jahre zuvor waren es noch 227.000. Für 2015 erwartet die BAGW sogar bis zu 280.000 Wohnungslose. Schon heute seien weitere 106.000 Menschen vom Verlust ihrer Wohnung bedroht. Die Zahl der Obdachlosen – also der Menschen, die buchstäblich auf der Straße leben – wuchs laut BAGW seit 2008 um zehn Prozent auf 22.000.

In dieser erschwerten Situation haben Anfang November in vielen Städten Notprogramme für Obdachlose begonnen. Sie sollen verhindern, dass Menschen sterben – so wie im Winter von 2009 auf 2010, als in Deutschland 16 Obdachlose auf der Straße erfroren. In Berlin wird die „Kältehilfe“ von einem Träger-Netzwerk organisiert und von der diakonischen Gewebo gebündelt. Insgesamt 16 Notübernachtungen und 13 nur tageweise geöffnete Nachtcafés bieten rund 400 Notschlafplätze. Bei Temperaturen unter drei Grad minus werden nachts zusätzlich U-Bahnhöfe geöffnet.

## Schlafen im Bunker

Nicht nur in Berlin ist umstritten, ob diese Hilfsangebote ausreichend und zumutbar sind. In Hamburg gab es vergangenes Jahr heftige Debatten, als der schwarz-grüne Senat bei Anbruch des Winters einen unterirdischen Weltkriegsbunker als „Erfrierungsschutz“ öffnete. Nach Zeitungsberichten über unzumutbare sanitäre Anlagen und die Enge mit bis zu 40 Männern in einem Raum wurde die umstrittene Einrichtung geschlossen und durch ein Wohnheim mit besserem Standard ersetzt. Inzwischen hat der neue SPD-Senat zudem ein Bürogebäude zur zentralen Notschlafstelle mit 160 regulären Plätzen umbauen lassen, weitere 80 Plätze gibt es in Wohncontainern. Doch ist oft noch nicht einmal klar, wie viele Plät-



Gewisse Brisanz: Obdachloser in Berlin

ze genau gebraucht werden. Denn eine bundesweite Statistik zur Wohnungslosigkeit gibt es nicht, obwohl Experten sie seit Jahrzehnten fordern. „Man will offenbar diese Zahlen nicht, weil sie natürlich eine gewisse Brisanz haben“, sagt BAGW-Geschäftsführer Thomas Specht. Bundessozialministerium und Statistisches Bundesamt argumentieren, Wohnungs- und Obdachlose seien schwer zu zählen. Dass es keine Daten gebe, sei ein technisches Problem, kein politisches. Specht widerspricht: „England und Irland schaffen es schließlich auch, ihre Wohnungslosen zu zählen.“ Einige Bundesländer haben ebenfalls vorgemacht, dass es geht. 2009 wurden in Hamburg eine Woche lang Betroffene befragt, vor allem in Hilfseinrichtungen. Damals lebten dort 1.029 Menschen auf der Straße.

Für den derzeitigen Anstieg der Wohnungslosigkeit sieht die BAGW drei Hauptgründe: Zu steigenden Mieten in den Ballungsräumen komme Verarmung durch Langzeitarbeitslosigkeit und Billigjobs. Außerdem seien wegen zunehmender Sanktionen gerade junge Hartz-IV-Empfänger vom Verlust ihrer Wohnung bedroht. „Durch die angespannte Haushaltslage vieler Kommunen passiert auch im sozialen Wohnungsbau nichts mehr“, kritisiert Specht. Für diesen Winter fordert die BAGW zumindest mehr Notschlafstellen, um der gestiegenen Zahl von Hilfsbedürftigen gerecht zu werden. Außerdem wirbt die Arbeitsgemeinschaft für bessere Standards und ein Minimum an Privatsphäre in den Unterkünften.

## Auf Arbeitssuche gestrandet

In der Notübernachtung am Berliner Hauptbahnhof inspiziert Svetlana Krasovski noch einmal die Schlafräume. Die 29-Jährige magt gemeinsam mit ehrenamtlichen Helfern die Übernachtungsstelle der Berliner Stadtmission. Insgesamt hat die Einrichtung knapp 70 Betten – wobei „Bett“ hier eine bezogene Isomatte bedeutet, in einem Raum mit 15 anderen Menschen. Auch wenn alle Betten belegt sind, werden weitere Hilfesuchende aufgenommen. „Wir hatten Anfang November schon mal 180 Leute hier“, sagt Krasovski und lächelt ein wenig hilflos. „Die

müssen dann im Aufenthaltsraum auf ihrer Jacke schlafen.“ Die steigende Not auf der Straße ist also spürbar. Auch in Hamburg mussten die Betten in der zentralen Notschlafstelle wegen des großen Bedarfs schon kurz nach der Eröffnung auf über 200 aufgestockt werden.

Krasovski bereitet vor allem die zunehmende Zahl von osteuropäischen Obdachlosen Kopfzerbrechen. „Mindestens 60 Prozent unserer Gäste kommen aus Polen, Bulgarien und dem Baltikum, die meisten von ihnen suchen hier Arbeit.“ Auch diese Entwicklung ist nicht auf Berlin beschränkt: Seit Mai steht der deutsche Arbeitsmarkt allen Bürgern aus den östlichen EU-Staaten offen. Seitdem stranden auf den Straßen vieler Städte Menschen, die bei der Arbeitssuche gescheitert sind.

In Hamburg kümmert sich inzwischen ein polnischer Straßensozialarbeiter speziell um die osteuropäischen Obdachlosen. Bei Bedarf hilft er ihnen auch, in ihre Heimat zurückzukehren. Solche Angebote – Streetworker und Einzelfallhilfe – gebe es in Berlin viel zu wenig, findet Krasovski. „Viele wollen von der Straße weg“, weiß die junge Frau. „Doch den Neubeginn zu organisieren, fehlt ihnen einfach die Kraft.“

Hanning Voigts schreibt für das Obdachlosenmagazin *Hinz&Kunzt*. Der Name von „Paul“ ist geändert

ANZEIGE

## Das mare-Heft No. 89



ab 29. November im Handel  
oder unter [www.mare.de](http://www.mare.de)

## Ungerechtigkeit ist Standard

**Geschlecht** Männer besetzen die Topjobs in der Wissenschaft. Die Regierung bleibt untätig – zum Frust der Frauen

■ Sebastian Puschner

**H**elen Lanz\* ist jetzt eine promovierte Biologin mit Hausverbot an ihrem Institut. 14 Jahre hat sie dort gearbeitet, mit einem befristeten Vertrag nach dem anderen. Als alleinerziehende Mutter von zwei Kindern, in Teilzeit. Jetzt hat das Institut seiner wissenschaftlichen Mitarbeiterin erstmal keinen neuen Vertrag gegeben, sie ist arbeitslos. Damit sie nicht auf die Idee kommt, eine unbefristete Anstellung einzuklagen. Denn mehr als zwölf Jahre Befristung verbietet das Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Demnach kann der Arbeitgeber höchstens noch zwei Jahre pro Kind draufgeben, bevor er entfristen muss. Lanz hat gerade die Arbeitsdateien von ihrem Laptop gelöscht und darf ihr Institut nun nicht mehr betreten. Bis in vier Wochen. Dann startet ihre nächste Befristung: ein drei Jahre laufendes Forschungsprojekt an ihrem alten Institut. So etwas erlaubt auch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz.

„Standard für eine Wissenschaftlerin Anfang 40“, sagt Lanz, und weil ihr Fall tatsächlich kein ungewöhnlicher ist, haben im Bundestag die Fraktionen von SPD, Linken und Grünen eine Premiere gefeiert: die erste gemeinsame Große Anfrage aller drei Oppositionsparteien, Thema: Geschlechtergerechtigkeit in Wissenschaft und Forschung.

Überraschendes birgt die 120-Seiten-Antwort der Bundesregierung kaum. Zwar haben 2009 mehr Frauen (51,7 Prozent) als Männer den Bachelor abgeschlossen – danach aber wird der Frauenanteil umso niedriger, je höher die Station der akademischen Karriere: 44 Prozent bei den Promotionen, nur 18 Prozent bei allen Professuren. Desaströs ist die Situation dort, wo der Bund noch am meisten Einfluss hat: Zum einen in von ihm alimentierten außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Die Fraunhofer-Gesellschaft etwa hat neun ihrer 316 Leitungspositionen mit Frauen besetzt. Zum anderen in den 94 wissenschaftlichen Beratungsgremien der Regierung: 15 davon leiten Frauen; und in der Mehrzahl sind sie mit Männern besetzt. Etwa, wenn es darum geht, dem Atomausstieg ein ethisches Fundament zu geben: Den Abschlussbericht der „Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung“ legten Ende Mai 14 Männer und drei Frauen vor.

„Das ist ein erschütternder Befund, und trotzdem lässt Schwarz-Gelb keine Strategie

erkennen, um die strukturelle Hindernisse zu überwinden“, sagt die SPD-Abgeordnete Marianne Schieder. „Wir müssen bei diesem Thema Druck reinbringen“, meint die Grüne Krista Sager. Klare Zielvereinbarungen in Programmen wie dem Hochschulpakt sowie finanzielle Sanktionsmöglichkeiten fordert Petra Sitte von der Linken. Und: Alle wollen eine verbindliche Version des Kaskadenmodells. Demnach muss eine Führungsebene innerhalb einer bestimmten Zeit mit genau so vielen Frauen besetzt sein wie die darunter liegende Ebene. Steigt etwa im Fachbereich einer Hochschule der Anteil der promovierenden Frauen, müssen dort bald auch mehr Frauen Professuren besetzen.

## Mit der Geduld am Ende

Müssten Rot-Rot-Grün 2013 ein Bündnis schließen, sie könnten zumindest auf die Gleichstellungspolitik in Wissenschaft und Forschung als Steckenpferd setzen.

Nicht, dass es dort nichts zu tun gäbe: 12.000, also fast ein Drittel aller Professoren, emeritieren bis 2012. Die Nachrückenden sind mehrheitlich Frauen und die verlieren angesichts befristeter Arbeitsverhältnisse und Männer-dominierten Berufungskommissionen die Geduld: So sind etwa nur 12 Prozent aller Professoren-Posten in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern mit Frauen besetzt. Am mangelnden Nachschub kann das aber nicht liegen: 40 Prozent der Promotionen in dieser Fächergruppe stammen von Frauen. „Das Argument, die Frauen seien nicht da, zieht immer weniger“, sagt Krista Sager.

Fraglich ist, wie lange sie dort bleiben, wo sie sind – im von Vertragsbefristung und Arbeitsüberlastung geprägten Mittelbau zwischen Promotion und Professur. Die Sozialwissenschaftlerin Maria Resch\* etwa, Anfang 30, leitet ein interdisziplinäres Drittmittelprojekt an einer Universität. Laufzeit: drei Jahre, Zukunft: unklar. „Deshalb muss ich für Beratungsfirmen in der freien Wirtschaft interessant bleiben und aufpassen, dass sich meine Forschung nicht zu weit von der Praxis entfernt“, sagt Resch. Die habilitierten Kolleginnen um die 50 ohne Professur ließen eine Fortsetzung der akademischen Laufbahn nicht gerade erstrebenswert erscheinen.

Davon kann Biologin Lanz ein Lied singen. Neulich saß sie wieder als Bewerberin vor der Berufungskommission für eine Führungsposition, neben einer anderen Frau mit Kind und einem Mann ohne Kind. Der war dafür Doktorand eines männlichen Kommissions-Mitglieds – und bekam den Job.

\* Namen geändert

# Ende mit Schrecken, Schrecken ohne Ende?

**Eurozone** „Es gibt kein Zurück zur D-Mark!“, titelte unlängst die *Financial Times Deutschland* und widersprach sich dann selbst: „Der Euro kann immer noch scheitern.“ Kann er? Wird er vielleicht sogar? In diesen Tagen mehren sich die Spekulationen über ein Aus der Gemeinschaftswährung. Unternehmen treffen Vorsorge für den Fall der Fälle. Ökonomen sagen den Ausstieg eines oder mehrerer Länder aus der Eurozone voraus. Und dabei geht es längst nicht mehr nur um Griechenland. Auch hierzulande fordern Kommentatoren bereits eine Rückkehr Deutschlands zur eigenen Währung. Aber: Kann die Bundesrepublik aus dem Euro aussteigen? Und welche Folgen hätte das?

## Kann ein Land überhaupt aus dem Euro aussteigen?

Während der Lissabon-Vertrag erstmals die Möglichkeit des freiwilligen Austritts eines Mitgliedsstaates aus der EU regelt, gibt es eine vergleichbare Ausstiegsklausel für den Euro nicht.

Die Wissenschaftlerin Anke Hassel von der Hertie School of Governance sagt, „formal ist dieser Fall nirgendwo geregelt, was die Sache auch entsprechend gefährlich macht.“ Politiker, die derzeit bei ihrer „Euro-Rettung“ alles gebrauchen können nur keine düsteren Mutmaßungen über die Zukunft der Währung, wiederholen gern, dass ein Ausschluss beziehungsweise Austritt aus der Eurozone nicht möglich sei. Andererseits haben deutsche Politiker gegenüber Griechenland mit dieser Konsequenz bereits gedroht.

Volker Nitsch, der in Darmstadt als Professor über die Geschichte von Währungsunionen forscht, meint hingegen, das Fehlen einer Ausstiegsklausel sei „kein Problem. Es sind schon genug Verträge gebrochen worden.“ Auch die Göttinger Ökonomin Renate Ohr wird mit den Worten zitiert, man könne „aus völkerrechtlichen Verträgen immer raus“.

## Was denken die Deutschen?

Ablehnung wurde dem Euro von Anfang an entgegengebracht – gespeist oft von einer Mischung aus nationaler Überheblichkeit und Vorurteil. Die „starke Mark“ spielt eine wichtige Rolle beim beschönigenden Blick zurück in eine Zeit, in der angeblich alles besser war. Heute gilt der Euro vielen als Teuro, obwohl die durchschnittliche Inflationsrate in den neunziger Jahren mit der D-Mark fast doppelt so hoch lag wie seit Einführung der Gemeinschaftswährung. Angesichts stagnierender Reallohne hatten Normalverdiener davon aber nichts. Bestärkt wurde die Euro-Skepsis nicht zuletzt durch eine medial stark präsente Gruppe von Währungskritikern und die demokratischen Mängel der Debatte über die europäische Integration.

Die Finanzkrise hat das Vertrauen in den Euro nun weiter lädiert: Heute geben in Umfragen zwei Drittel der Deutschen negative Urteile über den Euro ab, die Hälfte will zur D-Mark zurück. Unlängst meinten 57 Prozent, es wäre besser gewesen, den Euro nie einzuführen. Und die Zukunft? 58 Prozent machen sich Sorgen um ihre Ersparnisse, 68 Prozent bezweifeln, dass die Rettungspolitik den Euro wirklich stabilisieren kann. Dass der schlimmste Teil der Krise noch bevorsteht glauben mehr als 80 Prozent der Deutschen – mehr als je zuvor.

## Wir könnte die Rückkehr zur eigenen Währung ablaufen?

Während eine Reihe von Experten meint, eine Rückkehr zur D-Mark könne nicht über Nacht erfolgen, weil genug Zeit nötig ist, ein so logistisch wie technisch aufwändiges Unterfangen umzusetzen, verweisen andere darauf, dass ein langsamer Ausstieg aus dem Euro viel Spekulationskapital anziehen würde. Sie schlagen daher eine Überraschungsvariante vor: Die Banken schließen unerwartet, an den Grenzen finden Kontrollen gegen Euro-Einfuhren statt, Geldscheine werden fälschungssicher bestempelt. Was dieses Szenario verschweigt: Ohne öffentliche Debatte wäre ein Ausstieg demokratisch nicht zu legitimieren, die Vorbereitung würde ohnehin bekannt werden.

Teuer für den Staat würde es so oder so: Das britische Finanzministerium hat ausgerechnet, dass die rein technische Ersetzung des Pfundes durch den Euro – also die Umstellung von Automaten, der Geldaustausch, die Änderung von Vordrucken etc. – etwa 2,5 Prozent des Bruttoinlandsproduktes kosten würde. In Deutschland gehen Experten von Umstellungskosten bis zu 60 Milliarden Euro aus.

## Welche Folgen hätte ein Ausstieg auf Spareinlagen und Kredite?

Bei einem Austritt der Bundesrepublik aus der Eurozone oder deren Zusammenbruch würde Deutschland mit einer starken Währung viel Kapital anziehen, was einerseits den Inflationsdruck erhöht, andererseits aber die Zinsen niedrig halten könnte. Das ist gut für Kreditnehmer und Investitionen.

Nicht wenige Wirtschaftswissenschaftler warnen aber vor zu positiven Erwartungen: Welche Folgen die zu erwartenden politischen und ökonomischen Erschütterungen haben, sei keineswegs sicher. So müsste wohl ein Großteil der Forderungen deutscher Gläubiger gegenüber Schuldern im Ausland abgeschrieben werden; auch die Entflechtung aus dem bisher gemeinsamen EZB-System ist völlig ungeklärt.

Das größte politische Problem würden aber wohl die Auslandsvermögen der Deutschen darstellen, über eine Billion Euro, die Versicherungen, Fonds und Banken im Euro-Ausland angelegt haben – nicht zuletzt Geld der kleinen Sparer. Verschiedenen Berechnungen zufolge könnte der Wert dieses Auslandsvermögens um bis zu 225 Milliarden Euro sinken.

## Was sagen die Ökonomen?

Gustav Horn vom gewerkschaftsnahen Institut IMK warnt vor einem „Zerbrechen der Währungsunion, und sei es auch nur durch den Austritt oder durch das Fallenlassen Griechenlands“. Ein Ausstieg der Bundesrepublik aus der Eurozone gilt den meisten Wirtschaftswissenschaftlern als noch unheilvolleres Szenario – es wäre wohl auch das Ende der EU.

Zentrales Argument aber ist: Der Ausstieg schwächt die auf Export fixierte deutsche Wirtschaft, da die neue Währung (und sei es die alte D-Mark) deutlich aufwerten und deutsche Güter im Ausland verteuern würde. Dem halten andere Experten entgegen, dass ein durch den Ausstieg Deutschlands geschwächter Euro einerseits die Konjunktur in Europa ankurbeln und sich so auch günstig auf die deutschen Exporte auswirken würde. Zudem würde die Einfuhr von Rohstoffen und Konsumgütern aus dem Ausland billiger.

Unterschiedlichen Berechnungen zufolge wären die (kaum prognostizierbaren) volkswirtschaftlichen Belastungen dennoch enorm: Ein Ausstieg würde hunderte Milliarden Euro kosten und damit „viel teurer werden als die jetzt so schrecklich gefürchtete Transferunion“, meint Wolfgang Straubhaar vom Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitut.

Texte: Tom Strohschneider



# Hurra, wir kapitulieren

**EU-Gipfel** Mit der gewünschten Schuldenbremse wird nicht der Euro gerettet, sondern die Demokratie monetarisiert

■ Lutz Herden

Der erhoffte Überlebensschub für den Euro ist ausgeblieben. Und doch verdient es die Brüsseler Gipfelnacht vom 8. zum 9. Dezember ausnahmsweise wirklich, historisch genannt zu werden. In diesen Stunden hat sich die Europäische Union als Bürgerunion verabschiedet. Stattdessen macht sie sich selbst zum Mündel privater Finanzmacht. Dafür bezahlen werden die Bevölkerung, nicht allein der hoch verschuldeten, sondern aller EU-Staaten. Sie werden dafür aufkommen müssen, dass Sanktionsdrohungen und Schuldenbremsen haushaltspolitische Hoheitsrechte kappen. Man kann es auch so formulieren: Die EU-Staaten haben sich zur Abhängigkeit von Banken und sonstigen Investoren bekannt, vor deren Kreditprivileg staatliche Souveränität

kapituliert. Da erscheint es fast zweitrangig, wenn Großbritannien ausschert. Schwerwiegender als die staatliche wird die fortschreitende soziale Desintegration Europas sein.

Um Gottes willen zahlungsfähig bleiben oder zumindest als zahlungsfähig gelten, lautet fortan das alles beherrschende Gebot jeder Wirtschafts-, Sozial- und vor allem Fiskalpolitik. Wem dieses Zertifikat bestritten wird – und auf die Rating-Agenturen als Frühwarnsystem der Banken wird Verlass sein –, der muss gegensteuern oder wird bestraft. Was kann da anderes übrig bleiben, als Steuern anzuheben, staatliches Eigentum und nationale Ressourcen zu privatisieren, Sozialausgaben zu kürzen, Subventionen zu streichen und auf Konjunkturpakete zu verzichten, die in ökonomisch schweren Zeiten helfen? Regierungen werden mehr denn je zu Bankkunden und stehen vor einem

Schalter, hinter dem sich der Daumen hebt oder senkt. Ihre Finanziere können ihnen jederzeit die Instrumente zeigen und an der Zinsschraube drehen. Super-Maastricht wird sie dazu autorisieren – und die Angst vor dem Super-Gau der Einheitswährung entsprechend nachhelfen.

## Kein Euro mehr

Was von Europa nach dem Brüsseler Gipfel übrig bleibt, ist fest in ein monetäres Korsett verschnürt, das allen Beteiligten die Luft zum Atmen nimmt. Eine Schuldenbremse an der Schwelle zur Rezession verdient das Prädikat „volkswirtschaftlich sinnfrei“. Man nehme nur das Verdikt, wonach künftig das Haushaltsdefizit eines EU-Staates garantiert nicht über drei Prozent der Wirtschaftsleistung (!) liegen darf. Was geschieht, falls dieses Gesamtprodukt bei schwind-

süchtiger Konjunktur schrumpft und deshalb Steuereinnahmen in Größenordnungen verloren gehen? In diesem Fall steigt das Defizit im Verhältnis zum Haushalt, ohne dass nur ein Euro mehr ausgegeben wird. Auch Kanzlerin Angela Merkel kann aus diesem Korsett nicht heraus. Damit dürfte sich – um nur ein Beispiel zu nennen – ein wie 2009 großzügig verlängertes Kurzarbeitergeld erledigt haben, sollte sich 2012 die europäische Kundschaft der deutschen Exportwirtschaft weniger kauffreudig geben.

Schuldenbremsen blockieren eine gestaltende Anti-Krisenpolitik. Wer es anders will, muss demnächst mit drakonischen Strafen rechnen. Verhängt werden sollen sie vom Europäischen Gerichtshof. Keine EU-Gremien, geschweige denn betroffene Regierungen und gar Parlamente dürfen ihm in die Parade fahren. Haushaltspolitische Souveränitätsverzicht im Gleichschritt mit einer

Monetarisierung der Demokratie – gründlicher ist der europäische Wertekontainer selten geplündert worden. Die Demokratie muss sich bescheiden oder ist ganz abgemeldet.

Noch braucht Super-Maastricht Zeit. Obwohl es nur einen intergovernmentalen Vertrag geben soll, rückt die nationale Zustimmung ins Blickfeld und kann Zeit kosten. Selbst Referenden, siehe Irland, scheinen nicht ausgeschlossen. Eine nationale Schuldenbremse kann zwar von Brüssel überwacht, aber von dort nicht dekretiert werden. In Deutschland fußt sie auf einer Abstimmung des Bundestags vom 29. Mai 2009. Es ist schwer vorstellbar, dass unter dem Eindruck einer sich für 2012 abzeichnenden Rezession die Brüsseler Gipfel-Vorlage bei allen EU-Staaten mit behender Leichtigkeit verfassungsrechtliche Hürden nimmt. Einem weiterhin labilen Euro wird das anzumerken sein.



**Begriff des Jahres: Transparenz** Occupy fordert sie, die Piraten üben sie, Wikileaks setzt alles darauf. Aber reicht das?

# Was für ein wohliger Begriff

**Widerspruch** Mehr Transparenz in Politik und Wirtschaft zu fordern, liegt weltweit im Trend. Aber Macht und Ehrlichkeit sind selten Partner. Besser wir fangen an, selbst was zu tun

■ **Lorenz Matzat**

**G**lasnost. Offenheit. 1986 verordnete Michael Gorbatschow dem politischen Apparat der Sowjetunion mit diesem Schlagwort mehr Transparenz. Die Folgen sind bekannt.

Wenn heute, 25 Jahre später, weltweit Transparenz und insbesondere das Prinzip „Open Government“, also des transparenten Regierungshandelns, propagiert werden – haben wir es dann mit einer neuen Art Glasnost zu tun? Immerhin wird die Veranjierung genau wie damals in der Sowjetunion von oben verordnet. Es war nicht der Druck der Straße, der in diesem Herbst gut 40 Staaten an einen Tisch zwang, um eine „Open Government Partnership“ zu vereinbaren. Eine internationale Initiative, an der Deutschland übrigens – anders als die USA, Großbritannien oder Brasilien – bislang nicht teilnimmt. Erst 2013 soll hierzulande irgendwie damit begonnen werden.

„Wir erkennen an, dass weltweit die Menschen mehr Offenheit von den Regierungen verlangen. Sie verlangen nach mehr Bürgerbeteiligung in öffentlichen Angelegenheiten und suchen nach Wegen, ihre Regierungen transparenter, zugänglicher, hafter und effizienter zu machen“, heißt es in der gemeinsamen Erklärung der Teilnehmerstaaten.

## Neue Ehrlichkeit nötig

Wie so oft bei solchen Vereinbarungen bleiben die Versprechungen vage. Und es ist erst einmal einfach, mehr Transparenz zu versprechen und unverbindlich zu bleiben. Bekanntermaßen ging das Konzept Glasnost Hand in Hand mit dem Ziel der Perestroika: Umgestaltung. Und hier liegt der Knackpunkt. Die Versprechen von einem Mehr an politischer Teilhabe sind nichts Neues. Die Parole „Mehr Demokratie wagen“ hat hierzulande inzwischen einen hohlen Klang. Nicht zuletzt wegen des vorherrschenden primitiven Verständnisses von Demokratie. Nur weil jemand mit einer formalen Mehrheit ausgestattet wurde, handelt er noch lange nicht im Sinne des Allgemeinwohls. So wurden in den neunziger Jahren und Anfang dieses Jahrhunderts unter der Federführung der US-Regierungen Clinton und Bush die Finanzmärkte dereguliert. Die EU und die Regierungen der europäischen Länder spielten mit. Alles hatte seine Richtigkeit, alles war demokratisch legitimiert.

Die Folgen dieser Politik ernten wir heute. Und es ist ja nicht so, dass nicht „transparent“ gewesen wäre, was auf uns zukommt. Schon 2006 legte der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Michael Hudson deutlich dar, wie die Immobilienblase in den USA platzen würde. Das Wissen war da, nur folgte keine Reaktion auf die unangenehme Wahrheit.

Überhaupt ist die USA ein gutes Beispiel, wie sinnlos eine unverbindliche Forderung nach Transparenz sein kann. Dort ist für alle ersichtlich, mit wie viel Geld Senatoren von Unternehmen ausgestattet werden, um Gesetze in eine bestimmte Richtung zu bringen. Nichtregierungsorganisationen wie die Sunlight Foundation listen das fein säuberlich im Netz auf, legen sogar dar, wie einzelne Gesetzesvorhaben faktisch gekauft wurden. Es ist dort seit Jahrzehnten offensichtlich, wie viele dieser Politiker bereits Millionäre sind und wie sie sich im Amt bereichern. Folgen: keine.

## Wer Transparenz fordert, muss sich eingestehen: Es wird alles andere als einfach werden

Nun mag der eine oder andere sagen: Aber in den USA gibt es jetzt doch die Occupyproteste. Sie demonstrieren aber vor allem Hilflosigkeit. Denn der Adressat der Proteste ist unklar. Was wird denn erwartet? Dass die Banken aufhören, ihren Geschäften nachzugehen? Weil ihnen Unmoral vorgehalten wird? Oder dass die herrschende Politik bereit oder überhaupt in der Lage dazu wäre, den Banken Einhalt zu gebieten?

Aktuelle Vorgänge wie die Finanzkrise, das Gezerre um den Euro oder noch deutlicher das fatale Ergebnis der Klimakonferenz in Durban zeigen doch: Unsere politischen und wirtschaftlichen Systeme sind unzulänglich für die Probleme dieser Zeit, weil sie auch deren Urheber sind.

Niels Boeing hat in der letzten Ausgabe des *Freitag* formuliert: „Den Gedanken der Transparenz weiterzuentwickeln, heißt

auch, die repräsentative Demokratie zu überdenken.“ In der Tat. Das Konzept von Parteien als Agenten von Interessen mag vor 190 Jahren die Furcht ins, sondern gewesen sein. Er entsprach gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Machtstrukturen und nicht zuletzt auch der Technologie. Zu Zeiten der Gründung der Sozialdemokratie in Deutschland war der Telegraf das schnellste Medium, und eine zweisitzige Kutsche mit einem ordentlichen Pferdegespann davor schlug in puncto Geschwindigkeit noch die Dampflokomotive.

Heute kann man fast überall in Sekundenschnelle auf eine große Menge des menschlichen Wissens mit dem Mobiltelefon zurückgreifen. Und jedem, der gewillt ist zuzuhören, Informationen zu senden. Menschen und Waren können innerhalb von wenigen Tagen zu fast jedem Punkt der Erde gelangen. Die Möglichkeiten der Kommunikation und des Transports von Personen, Produkten, Informationen haben sich so einschneidend verändert, dass Parteien in ihrer Schwerfälligkeit als Organisations von gesellschaftlichem Handeln überholt sind.

Was nun? Tatsächlich könnten wir uns weiter abarbeiten am parlamentarischen System. Wir könnten Parteien gründen oder in welche eintreten. Wir könnten in Vereinen aktiv werden, Papiere schreiben, mehr Bildung fordern, protestieren und demonstrieren.

## Hoffnung allein hilft nicht

Wir können aber auch den Aufstand wagen. Dass Occupy-Proteste in den USA vorsorglich niedergeknüpelt werden, zeigt, wie groß nicht nur die Furcht ist, sondern auch der Wille zur Gewalt auf Seiten der Entscheider – in der etablierten Politik wie in der mit ihr eng verwobenen Wirtschaft.

Es gibt bisher keine Anzeichen dafür, dass sich in den Industrieationen ausstreichende Mengen an Personen für eine Strategie mobilisieren lassen, die das Gewaltmonopol des Staates infrage stellt. Zum Glück. Gewaltsame Umstürzversuche sind mit einer enormen Menge Leid verbunden, und es gibt keine Garantie, damit Erfolg zu haben.

Es gibt aber auch einen anderen Weg. Niels Boeing hat im *Freitag* an das Konzept der Räteidemokratie und der Selbstorganisation erinnert. Bevor wir uns aber selbst organisieren, müssen wir eine Bestandsaufnahme machen. Wenn wir wirklich Transparenz wollen, müssen wir uns eingenes Handeln daran messen. Nicht nur das von Politikern und Unternehmern.



**Transparenz, die:** (bildungspr.) das Durchsichere; Durchsichtigkeit; [Licht]durchlässigkeit; Farben von leuchtender T.; Ü die T. (das Durchschaubar-, Nachprüfbarsein) bezüglich der Vermögens und Ertragslage der Unternehmen; die T. (die Durchschaubarkeit, das Erkennen-, Nachvollziehbarwerden) ist das Mittel, um aus einer Scheindemokratie eine echte Demokratie gestalten zu können. Aus: Duden – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, Bockhausverlag, 1999

Kein Occupy-Protest und kein Bio-Einkauf werden etwas daran ändern, dass wir gemeinsam unsere Lebensgrundlage zerstören. Es ist eigentlich mehr als transparent, also offensichtlich, dass die vollgestopften Regale in unseren Supermärkten und Kaufhäusern, in den Amazon-Lagern und Shopping-Malls nicht ohne hohen Ausstoß von Klimagasen zu haben sind. Dass unsere Art Urlaub zu machen, uns fortzubewegen, überhaupt vieles, was als Teil hoher Lebensqualität gilt, einen hohen Preis hat. Bezahlen müssen ihn aber vor allem andere Leute, die weit weg von uns leben.

Wir wissen das alles. Wir können es zumindest wissen, wenn wir uns nicht ablenken lassen. Aber wollen wir wirklich Transparenz? Lieber übertragen wir die Verantwortung mit einer Summe Geld an die Unternehmen, welche die schmutzigen Geschäfte für uns abwickeln.

Eine ernst gemeinte, neue Perestroika von unten müsste sich intensiv mit den Mechanismen des Konsums auseinandersetzen. Das ist eine große Herausforderung. Was lässt sich in einem laufenden System echter Wandel herbeiführen? Können wir die permanenten Widersprüche, in denen wir selbst stecken, überhaupt auflösen? Wie lässt sich Selbstverwaltung in einen Alltag integrieren, in dem wir für unsere Lebensunterhalt sorgen müssen? Wie löst man Hierarchien auf, und wie lebt man basissdemokratisch?

Mit Appellen an Politiker oder der Hoffnung, dass schon alles gut werde, wenn es nur transparenter wird, werden wir jedenfalls nicht weiterkommen. Denn Transpa-

renz hat sehr viel mit Ehrlichkeit zu tun. Und Macht und Ehrlichkeit gehen nicht zusammen. Ehrlich müssen wir zuerst zu uns selbst sein.

Dazu gehört auch das Eingeständnis: Es wird alles andere als einfach werden. Wir werden Verzicht üben und uns auf langwierige, anstrengende Prozesse mit anderen zusammen einlassen müssen. Oliver Welke sagte neulich in der *Heute-Show* über Basissdemokratie: „Niemand hat behauptet, sie würde Spaß machen“.

Lorenz Matzat ist freier Journalist und Experte für Datenpolitik. Auf *freitag.de* schreibt er regelmäßig den Datenblog

renz hat sehr viel mit Ehrlichkeit zu tun. Und Macht und Ehrlichkeit gehen nicht zusammen. Ehrlich müssen wir zuerst zu uns selbst sein.

Dazu gehört auch das Eingeständnis: Es wird alles andere als einfach werden. Wir werden Verzicht üben und uns auf langwierige, anstrengende Prozesse mit anderen zusammen einlassen müssen. Oliver Welke sagte neulich in der *Heute-Show* über Basissdemokratie: „Niemand hat behauptet, sie würde Spaß machen“.

Lorenz Matzat ist freier Journalist und Experte für Datenpolitik. Auf *freitag.de* schreibt er regelmäßig den Datenblog

# Undurchsichtige Manöver

**Public Relations** Es ist unheimlich praktisch: Wer mehr Transparenz verspricht, erhält derart viele Sympathien, dass er sein Versprechen nicht einmal einlösen muss

■ **Klaus Raab**

**I**m Jahr 2002 schaffte es James Bond, Verslossenheit wie Transparenz aussehen zu lassen. Man kann ihn den Vorreiter eines neuen Trends nennen.

Es war im Film *Stirb an einem anderen Tag*, Pierce Brosnan spielte darin den Bond, und er hatte ein Auto, das sich durchsichtig machen ließ. Das heißt, wirklich durchsichtig war es nicht. Das Auto sah von außen transparent aus, man konnte auch durch es hindurchsehen. Doch als Bond die Tür öffnete, um einzusteigen, sah man für einen kurzen Moment hinter der durchsichtigen Hülle eine handelsübliche, nicht durchsichtige Fahrerkabine. Das Paradoxe war, dass Bonds Transparenz-Vehikel eigentlich eine Tarnkappe war: Das Geschehen im Inneren blieb hinter der „durchsichtigen“ Hülle verborgen.

Wenn heute davon die Rede ist, dass wieder mal jemand Transparenz schafft, egal ob Unternehmen, Organisation oder Politiker, ist oft von genau diesem Phänomen die Rede. Man gibt nutzlose Informationen heraus, legt Twitter-Accounts an, streicht den Bonus für Unverküsterheit ein, schafft Vertrauen. Aber eigentlich ist diese Transparenz eine Attrappe: Man macht nur das sichtbar, was nicht schadet. Über den Rest hüllt man den Tarnumhang.

Wir kennen dieses Prinzip längst. Der Überbegriff dazu lautet: Whitewashing, Weißfärberei, im Deutschen besser Schönfärberei genannt.

## Spielarten der Schönfärberei

In den vergangenen Jahren beliebt war vor allem die Spielart Greenwashing, die Grünfärberei. Egal ob der Fernsehsender Pro Sieben in Kooperation mit der *Bild* aufforderte, dem Klima zuliebe eine Minute lang das Licht auszumachen; ob sich ein Energieriese, der ungebrochen auf Atomkraft setzt, in einem Spot als grüner Riese darstellte; ob Waschmittelhersteller behaupteten, dass ihre Produkte, die immer schon viel enthalten, aber schon lange keine Phosphate mehr, jetzt als „phosphatfrei“ beworben wurden; oder ob ein einzelnes tatsächlich nachhaltiges Produkt aus der großen Produktpalette genutzt wurde, um dem ganzen Konzern dahinter ein grünes Image zu verpassen:

Jede Dreckschleuder fand schon einen Weg, sich grün anzumalen.

Dann gibt es noch die Blaufärberei, das Bluewashing, angelehnt an die Farbe der Vereinten Nationen. Es bezeichnet die Öffentlichkeitsstrategien von Unternehmen, die das blaue Logo des Globalen Pakts der Vereinten Nationen, der zwischen UNO und Unternehmen geschlossen wird, gerne für ihre Reputation nutzen. Dessen Prinzipien befolgen sie aber nur dem Anschein nach. Statt strukturell etwas zu ändern, zum Beispiel die Arbeitsbedingungen in den eigenen Betrieben zu verbessern, ergreifen sie punktuelle Maßnahmen, die das Kerngeschäft nicht tangieren. Sie bauen einen Kindergarten zum Vorzeigen, lassen aber den Rest ihres Handelns unangestastet.

## Man legt ein Twitter-Konto an, gibt nutzlose Infos heraus und streicht Vertrauen ein

Die neueste Spielart des Whitewashings ist nun das, was man als Transparent-Washing bezeichnen könnte, als Durchsichtigfärberei quasi.

Nehmen wir den Fußball-Weltverband Fifa. Das Image der Fifa ist das eines paternalistischen, undemokratischen und selbstherrlichen Verbands, dessen knäuelartig strukturiertes Funktionärswesen kein Mensch durchblickt, weshalb Fifa-Chef Sepp Blatter wider jede Vernunft immer noch sein Unwesen treiben kann. Dieser Tage aber steckt der Verband so tief in einer Korruptionsaffäre, dass Blatter tatsächlich Aufklärungswillen simulieren muss. Was tut er also? Er kündigt Transparenz an. „Ich werde mich durchleuchten lassen“, lautetete etwa die Überschrift des Interviews mit ihm, das die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* druckte. Zur erwarteten Fifa-Posse wurde das Ganze, wenn man es höher, wer Transparenz schaffen soll: unter anderem eine unabhängige Good-Governance-Kommission. So unabhängig, dass sie den Fifa-Plänen nach von einem vorläufigen Fifa-Beauftragten geleitet wird. Nicht dass die am Ende noch zu finden!

Neue Medien in den MDR: Als die neue MDR-Intendantin Karola Wille im November den Medienvertretern ihr Programm vorstellte, war die Rede davon, dass sie Transparenz schaffen wolle. Das

ist eine prima Idee in einer öffentlich-rechtlichen Anstalt, in der in den vergangenen Jahren in mindestens drei gravierenden Fällen die Kontrolle nicht funktioniert hat. In der Leute in die eigene Tasche wirtschafteten, in der eine Kultur des Wegschauens herrschte und in der sich mancher Verantwortliche Hoheitsgebiete errichtet hatte, die nach dem Zwei-Augen-Prinzip verwaltert wurden.

Transparenz zu versprechen, ist daher richtig, und es wäre falsch, zu vermuten, dass Wille die strukturelle Intransparenz nicht tatsächlich überwinden will. Doch auch sie nutzte das Buzzword „Transparenz“ erst einmal bloß zur Imagepolitik. Auf die Nachfrage, wie genau sie denn Transparenz schaffen werde, verwies sie darauf, dass man die große Pressekonferenz, die sie zum Einstand gab, schon mal die Zeichen verstehen könne. Welche Dokumente und Abschlussberichte veröffentlicht, wie Transparenz tatsächlich sichergestellt werden solle, das werde man dann noch sehen. Kurz: Das Transparenz-versprechen war, als es abgegeben wurde, substanzlos.

## Politischer Tarnkappen-Stil

Man kann das Transparent-Washing auch bei Twitter beobachten, etwa wenn man dort diversen Politikern folgt. Man darf Twitter nicht überschätzen, aber eines kann man dort für die Transparenz doch erhoffen: Informationen über die Positionen der einzelnen Parteivertreter, nicht nur über die der Parteien.

Solche Informationen gibt es immer wieder. Als die SPD über die Vorratsdatenspeicherung stritt, stritten sich auf Twitter auch einzelne Abgeordnete. Die Piraten gewinnen derzeit viele Sympathien damit, nicht zimperlich miteinander umzugehen und so die Konfliktlinien der Partei offenzulegen, statt alles unter Einigkeitszucker zu begraben.

Standard ist das allerdings nicht: Viele Politiker nutzen Twitter, um belanglose Details über Wochenender-Fernsehgewohnheiten loszuwerden. Von persönlichen Positionen, die nicht exakt auf Parteilinie liegen, erfährt die Welt in vielen Politikertimelines gar nichts, von politischen Entscheidungsprozessen nur das Ergebnis: die Parteilinie. Was dann großspurig Transparenz genannt wird, ist nichts anderes als transparent gefärbte Partei-PR; Tarnkappentransparenz im James-Bond-Stil.

Intransparenz ist dann doch transparenter. Sie ist wenigstens nicht verlogen.

Klaus Raab ist Medienjournalist und Autor des Buchs *Wir sind online – wo sind ihr?* Von wegen dummschuff! Die unterschätzte Generation Blanvalet Verlag 2011

## 13 mal Transparenz – Der alternative Jahresrückblick auf 2011



**Am 14. Januar** flieht Machthaber Ben Ali nach wochenlangen Protesten aus Tunesien. Es ist der erste Erfolg einer Revolution, die sich in den nächsten Monaten in der ganzen arabischen Welt gegen Potentaten wendet, die seit Jahrzehnten regieren.

Wikileaks-Gründer Julian Assange beantragt später Miturheberschaft an dem Aufstand. Die Plattform hatte im November 2010 geheime US-Botschaftsdepeschen veröffentlicht. In den Dokumenten wurde die Familie von Ben Ali regelmäßig als Knotenpunkt der Korruption und „Quasi-Mafia“ bezeichnet. In Tunesien hatten die Berichte, die in Blogs erschienen, tatsächlich für viel Aufsehen gesorgt.



**Mitte Februar** wird durch einen Bericht der *Süddeutschen Zeitung* bekannt, dass Paul Gausemann, Chef eines großen Glücksspielkonzerns, seit 1990 verdeckt mehr als eine Million Euro an Union, SPD, FDP und Grüne spendete, um strengere Auflagen für Spielhallen zu verhindern. Per Rundschreiben hielt der Firmenchef seine Führungskräfte dazu an, Schecks in Höhe von einigen Tausend Euro an Abgeordnete zu schicken.

Aufgrund der geringen Höhe von unter 10.000 Euro waren die Beträge nie in den Rechenschaftsberichten der Parteien aufgetaucht. Ermittlungen wegen des Verdachts versterkter Parteienfinanzierung werden schnell eingestellt.



Die Europäische Union stoppt Ende Februar vorübergehend die finanzielle Hilfe für die Ukraine in Höhe von einhundert Millionen Dollar. Brüssel wirft Kiew Versagen bei der Korruptions Eindämmung vor. Insbesondere mangelte es an der Bekämpfung von Korruption im staatlichen Beschaffungswesen sowie an der Umsetzung einer Gesetzgebung für mehr Transparenz. Der Kampf gegen die Korruption war 2010 zentrales Wahlkampfversprechen von Präsident Janukowitsch.

Seine Vorgängerin Tymoschenko wird im Oktober wegen Amtsmissbrauchs verurteilt, weil sie 2009 einen für das Land unvorteilhaften Gasvertrag mit Russland ausgehandelt hatte.



Am 1. März erklärt Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg (CSU) seinen Rücktritt von allen politischen Ämtern. Er zieht damit die Konsequenz aus der Plagiataffaire um seine Doktorarbeit. Das Ausmaß des Betrugs ist erst durch die gemeinsame Analyse von über 1.000 Freiwilligen des Wiki-Projekts *guttenplag* zutage getreten.

Die Plagiatjäger finden heraus: Guttenberg hat seine Dissertation zur Hälfte abgeplupfert. Insgesamt 8.000 der 16.300 Textzeilen entsprechen wortgleich Passagen aus Zeitungen, Werken des wissenschaftlichen Dienstes des Bundestages oder Fachbüchern – ohne dass der Verfasser eine Quelle angegeben hätte.



Nach einem schweren Erdbeben kommt es am 11. März in Japan zum Super-Gau. Die Kraftwerksblöcke des AKW Fukushima sind außer Kontrolle, die Kerne schmelzen teilweise, die Umgebung wird radioaktiv verseucht.

AKW-Betreiber Tepco verschleierte die Dramatik der Situation systematisch. Der Konzern ist eng mit Staat und Kontrollgremien verflochten. In der Atomwirtschaft arbeiten häufig pensionierte Beamte der Atomaufsicht auf hohen Posten. Jahrelang konnte Tepco so Störfälle in Fukushima vertuschen. Neun Monate nach dem Unfall verlassen sich Japaner lieber auf die Strahlungswerte eines Social-Media-Dienstes.



Der Ruch der Korruption begleitet Sepp Blatter seit seiner ersten Amtszeit als Fifa-Präsident. 2011 verdichteten sich die Hinweise. Aber ungeachtet aller Bestechungsvorwürfe und Unregelmäßigkeiten wird Blatter am 1. Juni mit 186 von 203 Stimmen im Amt bestätigt. Er verspricht Transparenz. Das Independent Governance Committee“ überwacht derzeit den Weltfußballverband auf seinem Weg zu neuen, korruptionsfreien Strukturen.

Der Vorsitzende der von der Fifa bezahlten Kommission, Mark Pieth, sagt: „Wir könnten für zwei Jahre in die Vergangenheit abtauchen und bei der Fifa alles aufarbeiten. Das ist vielleicht auch nötig, aber das ist nicht mein Job.“



**8.Juli:** Der Bundestag verhandelt über einen Antrag der SPD, ein verpflichtendes Lobbyregister einzuführen. Fast gleichlautende Initiativen hatten Grüne und Linkspartei schon im April eingebracht.

Danach soll ein verbindliches Register eingeführt werden, in dem Lobbyisten Namen, Kontaktdaten, Auftraggeber und -ziel und den finanziellen Umfang ihrer Arbeit verzeichnen müssen. Zusätzlich setzt die SPD auf einen freiwilligen Verhaltenskodex. Es soll aber vermerkt werden, wenn sich Lobbyisten dem nicht unterwerfen. Die Oppositionsparteien stimmen einstimmig für den Antrag. Schwarz-gelb verweigert die Zustimmung.



**Anfang Juni** verschicken die Macher des kanadischen Magazins *Adbusters* eine E-Mail an ihre Abonnenten mit der Betreffzeile: „Amerika braucht sein eigenes Tahiri“. In Anspielung auf den Arabischen Frühling fragen sie, welche Regime der westlichen Welt gestürzt werden müssten. Es geht um soziale Ungerechtigkeit, Korruption, fehlende Transparenz. Kurze Zeit später registrieren sie die Website *occupywallstreet.org*.

Am 17. September besetzten Demonstranten den Zuccotti Park unweit der Wall Street. Seit dem 15. Oktober starteten weltweit ähnliche Aktionen in über 1.000 Städten. Die benachteiligten „99 Prozent“ der Bevölkerung forderten eine andere Zukunft.



**Mitte August** löst eine vom *Freitag* im Internet entdeckte Datei mit unredigierten US-Botschaftsdepeschen aus dem Bestand von Wikileaks eine weltweite Diskussion über die Sicherheit von **Whistleblower-Plattformen** aus. Zuvor schon hat auch das Openleaks-Projekt des Wikileaks-Aussteigers Daniel Domscheit-Berg einen schweren Schlag nehmen müssen. Der Chaos Computer Club schließt Daniel Domscheit-Berg aus seinen Reihen aus, weil er „das Vertrauen des Clubs missbraucht habe“.

Trotz anderslautender Ankündigungen stellen weder Openleaks noch Wikileaks in den kommenden Monaten funktionierende Einreichplattformen online.



Bei der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus am **18. September** erzielt die **Piratenpartei** 8,9 Prozent der Wählerstimmen und zieht mit 14 Männern und einer Frau ins Parlament ein. Zuvor oft nur als Partei für Netzpolitik wahrgenommen, nutzen die politischen Newcomer bei den Wählern mit der Forderung nach Transparenz, mehr Bürgerbeteiligung und einer neuen Art nachvollziehbarer Politik.

Aufgeschreckt durch den Erfolg der Piraten, beginnen sich auch CDU-Politiker wie der Parlamentarische Geschäftsführer Peter Altmaier für das Phänomen zu interessieren – und wagen ihre ersten Schritte auf Twitter.



In New York schließen sich am **20. September** 46 Staaten zu einer **Open Government Partnership** zusammen. Neben den USA, Brasilien und Großbritannien gehören dazu auch die Türkei und Indonesien. Die Länder bekennen sich dazu, Aktionspläne für mehr Transparenz und Bürgerbeteiligung zu entwickeln.

Neben Brasilien haben die USA dazu bereits einen nationalen Handlungsplan vorgelegt. Er sieht vor, den Schutz von Whistleblowern zu verbessern, geheim gehaltene Dokumente schneller zu veröffentlichen und Open-Data-Plattformen auszubauen. Deutschland fehlt auf der Liste der Nationen, die sich der Allianz anschließen wollen.



**9. Dezember:** In Hamburg legt ein Bündnis mehr als 15.000 **Unterschriften** vor, um ein Volksbegehren für mehr Transparenz zu erreichen. Die Zahl ist ausreichend. Der vorgelegte Gesetzesentwurf sieht vor, dass die Hansesdat künftige von sich aus der Allgemeinheit Verträge, Gutachten und Dienstausweisungen zugänglich machen muss.

Am gleichen Tag, dem internationalen Anti-Korruptionstag, ergibt eine Suche nach dem Stichwort „Transparenz“ in den Meldungen der Nachrichtenagenturen dpa, Reuters, AFP und DDPD des Jahres 2011 4.666 Treffer. Zehn Jahre zuvor, im Jahr 2001, enthielten weniger als die Hälfte der Meldungen, nämlich 2.194 diesen Begriff *JK, SKRA, KRO*

**Russland** Lange hielt die urbane Bürgergesellschaft still. Doch die erneute Rochade von Putin und Medwedjew und die vermutete Wahlfälschung treiben nun Zehntausende auf die Straße. Angefochten wird die Macht der Nomenklatura-Partei „Einiges Russland“

## Die Mittelschicht macht Krach

**Bürgerprotest** Die Opposition besteht hauptsächlich aus Arrivierten. Wohin die Bewegung geht, ist noch nicht erkennbar

Ulrich Heyden

In sozialen Netzwerken wie Facebook und vkontakte.ru haben sich Zehntausende öffentlich Mut gemacht. Obwohl in Moskau wilde Gerüchte kursieren und von staatlich bezahlten Provokateuren die Rede ist, haben sie sich im Internet zur Kundgebung gegen mutmaßliche Wahlfälschungen verabredet.

Und so ziehen an diesem Samstag junge Leute wie gestandene Bürger durch die kleinen Gassen im Moskauer Altbauviertel Samoskworettschje, als wäre dieser Marsch in Russland die normalste Sache der Welt – und nicht eine große Ausnahme nach Jahren äußerst schwacher Opposition. „Wenn so viele Leute auf der Straße sind, vergeht die Angst“, meint die Software-Entwicklerin Julia Starostina. Die Veranstalter sprechen später von 100.000 Teilnehmern, die Polizei von 25.000, Journalisten von 40.000.

Versammelt haben sich vor allem die Arrivierten und die gut Ausgebildeten – Menschen, die finanziell über die Runden kommen oder sich ihrer Karrieren sicher sein können. „Es demonstrierten die Satten“, schreibt Andrej Kolesnikow im *Kommer-sant*. Wie der Augenschein vermuten lässt und sich im Gespräch bestätigt, sind die Protestierenden vor allem eines: politisch nicht festgelegt. Man protestiert gegen den Ministerpräsidenten und designierten Präsidenten Wladimir Putin. Von dessen Partei *Einiges Russland* will man sich nicht die Stimme „stehlen“ lassen.

### Rollendes R

Zwei junge Moskauer Männer tragen ein weißes Transparent, auf dem nichts weiter zu sehen ist als die Silhouette des legendären Panzerkreuzers *Potemkin*. Was sie damit sagen wollen, bleibt nebulös. Nur soviel ist zu erfahren: „Nein, eine Revolution, die wollen wir nicht“. Was dann? „Ehrliche Wahlen!“ Auf einem Schild daneben steht: „Der Zar ist ein Dieb.“ Und dann wehen da noch die vielen Fahnen der vielen Lager – das Orange der liberalen *Solidarnost*-Bewegung oder das Rot und Dunkelrot diverser kommunistischer Gruppen. Kann daraus eine Bewegung werden, die den Zar Putin stürzt? In Russland ist alles möglich, verheißt ein Sprichwort. Dass die Miliz an diesem Moskauer Wochenende im Hintergrund bleibt und das Fernsehen relativ fair berichtet, wirkt wie ein Zeichen des Kremls: Wir wollen euch nicht herausfordern. Weder durch Härte noch durch Ignoranz.

Rechtsradikale, Syndikalisten, Nationalisten und Kommunisten stehen nah beieinander, ohne dass man sich in die Quere kommt. Es gibt Pfiffe, als der Nationalist Konstantin Krylow behauptet, diese Meeting sei der Beginn einer „russischen Revolution“. Wobei er das „R“ bedrohlich rollt.

Gennadij Gudkow, Abgeordneter von *Gerechtes Russland*, verlangt eine strafrechtliche Untersuchung möglicher Wahlfälschungen. „Heute demonstrieren wir friedlich, aber wenn die Macht nicht auf ihr Volk hört, kann das ernste Folgen haben“. Gegen Ende seines Auftritts ruft Gudkow in die Menge: „Tschurow muss zurücktreten!“ Die Menschen stimmen sofort in diesen Schlachtruf gegen den Leiter der Zentralen Wahlkommission ein. Doch ist das dem Moderator der Kundgebung zu wenig. Er greift zum Mikrofon und stimmt die Menge auf eine neue Parole ein: „Putin v otstavku“ (Putin muss zurücktreten). Roman Do-

brochotow, der im Direktorium der von Boris Nemzow gegründeten *Solidarnost* sitzt, erklärt später, seine Organisation wolle eine *Revolution in Orange*. Dafür brauche man gar nicht so viele Leute. Wichtig sei das Internet. Über die sozialen Netzwerke lasse sich ein neues Gemeinschaftsgefühl gewinnen und Lethargie überwinden. Georgien sei ein Beispiel für eine gelungene Revolution. Allerdings springe Präsident Saakaschwili ziemlich hart mit Gegnern um, räumt Dobrochotow ein.

### Es ist einfach chic

Eine Strategie der Opposition für die Präsidentschaftswahl im März lässt sich bei der Kundgebung nicht erkennen. Es bleibt bei Symbolik. Jewgenia Albats, Chefredakteurin von *The New Times*, schlägt vor, ein Bürgerkomitee zu gründen, um Unterschriften für Neuwahlen zu sammeln. Gennadij Gudkow kündigt unter dem Beifall der Menge an, er wolle sein Duma-Mandat zurückgeben. Doch in seiner Partei *Gerechtes Russland* sieht man das eher skeptisch.

Erstauulich, welche Ausstrahlung das neue Aufbegehren entwickelt. Nach einem Jahrzehnt des Prassens scheint die städtische Schickeria Gefallen am Demonstrieren zu finden. So werden im Viertel von Samoskworettschje auch zwei Lifestyle-Fernseh-Moderatorinnen gesichtet – Ksenia Sobtschak und Tina Kandelaki. Letztere hat nach der Duma-Wahl noch erklärt, sie habe für Putins *Einiges Russland* gestimmt, weil diese Partei viele neue, von Korruption unbelastete Abgeordnete auf ihrer Liste habe.

Für den 24. Dezember will die Protestbewegung zu einem weiteren Marsch des Unbehagens durch Moskau aufrufen. „Wenn dann 300.000 Menschen kommen, kann man Neuwahlen durchsetzen“, mutmaßt die Software-Entwicklerin Julia Starostina. „Die Regierung glaubt, solange es Wurst gibt, bleiben die Leute ruhig. Aber mit der Ruhe ist es vorbei.“ Julia meint, sie könne sich für den sozialliberalen Politiker Grigori Jawlinski mit seiner Partei *Jabloko* erwärmen. Doch eine Führungsrolle in einer neuen Opposition traue sie nur dem bekannten Blogger Alexej Nawalny zu. Der hat sich in Russland mit seinen Internet-Enthüllungen über die Korruption beim staatlichen Pipeline-Unternehmen Transneft einen Namen gemacht und wird jetzt als Galionsfigur des Protests gehandelt. Dabei bleibt umstritten, dass Nawalny auch ein Bündnis mit den Rechtsextremen sucht. „Ich bin natürlich dagegen, dass bestimmte Ziele bestimmte Mittel rechtfertigen“, sagt Julia. Aber Nawalny versuche, Jugendliche von den Nationalisten zurückzugewinnen.

Unter den Rednern des 10. Dezember fehlt Nawalny. Der 35-Jährige sitzt noch eine 15-tägige Haftstrafe ab. Andere wie Boris Nemzow, der in den chaotischen neunziger Jahren Vizepremier war, sind politisch verbraucht oder einfach zu alt, um eine neue Bewegung zu führen.

Der Kreml schweigt zu alledem. Putins Sprecher Dmitri Peskow sagt lediglich, nicht mehr als ein halbes Prozent der Stimmen falle unter die Rubrik „Fälschungen“. Präsident Medwedjew schreibt auf seiner Facebook-Seite immerhin, man werde die Berichte aus den Wahllokalen prüfen. Vielen Bürgern ist das nicht genug. Auf Facebook sind die Reaktionen enttäuscht oder wütend.

Ulrich Heyden berichtet für den *Freitag* regelmäßig aus Russland



In Russland gingen am Wochenende Zehntausende gegen vermutete Wahlfälschungen auf die Straße

## Zauberwort Modernisierung

**Im Gespräch** Reinhard Krumm, Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung in Russland, über enttäuschte Bürger, ein Angebot des Präsidenten und ein überschätztes Tandem

**Der Freitag: Laufen wir Gefahr, die Proteste in Russland zu überschätzen, wenn wir sie in die Nähe des Arabischen Frühlings rücken?**

**Reinhard Krumm:** Der Vergleich liegt auf der Hand, aber er hinkt, weil es in Russland im Gegensatz zu den arabischen Ländern in jüngster Vergangenheit immer wieder große Umbrüche gegeben hat. Denken Sie an das Ende der Sowjetunion vor 20 Jahren. Gleichwohl muss man sagen, dass die Demonstrationen und der Unwille der Bevölkerung durchaus ein Ausmaß angenommen haben, das man sich vor zwei Wochen so noch nicht hätte vorstellen können. Aus dieser Überraschung heraus ist der weitere Gang der Dinge schwer vorherzusagen, das wiederum deutet auf eine gewisse Ähnlichkeit zum Arabischen Frühling hin.

**Führt öffentlicher Protest in Moskau und anderswo zu einer schweren Erschütterung des Systems der gelenkten Demokratie?** Ich würde nicht von einer schweren, sondern von einer Erschütterung sprechen. Was seit dem Jahr 2000 die erste und dann die zweite Präsidentschaft Wladimir Putins geprägt hat, scheint so nicht mehr weiterzugehen. Egal, ob es sich um eine gelenkte Demokratie oder – wie andere sagen – smarte Autokratie handelt: Tatsache ist, die vier Jahre unter dem Präsidenten Medwedjew haben eine andere Atmosphäre ins Land gebracht.

Was momentan geschieht, ist auch ein Resultat dieses Wandels. Nur hat der jetzige Staatschef am 24. September 2011 sozusagen freiwillig erklärt, er werde nicht wieder antreten. Damit wurde etwas ausgelöst, womit die Machtelite offenbar nicht gerechnet hat. Viele Bürger empfanden das als moralische Ungerech-



**Reinhard Krumm** (49) leitete bereits 2003 bis 2007 das Büro

der Friedrich-Ebert-Stiftung in Zentralasien mit Sitz in Taschkent, bevor er in gleicher Funktion nach Moskau ging. Krumm arbeitet zugleich als Lehrbeauftragter für osteuropäische Geschichte an der Universität Regensburg und ist Autor einer Isaak-Babel-Biografie

tigkeit und begehren nun dagegen auf.

Man sollte nicht vergessen, Medwedjew hat 2009 den Internet-Artikel *Russland vorwärts* geschrieben – ein Angebot, der Gesellschaft und dem Staat zumindest mittelfristig eine gemeinsame Perspektive aufzuzeigen. Modernisierung lautete das Zauberwort. Und es hat sich wirklich etwas geändert. Ja, für Kritiker waren es mehr Worte als Taten. Aber wir sollten uns erinnern, dass nach den Duma-Wahlen 2007 ähnliche Vorgänge, wie wir sie jetzt erleben, nicht vorstellbar waren. Auch damals gab es Vorwürfe wegen möglicher Wahlmanipulationen.

Leider stellte Medwedjew mit dem angekündigten Abgang sein Angebot wieder in Frage. Mehr noch, er hat durch seine kritischen Bemerkungen zu den friedlichen Demonstrationen davon Abstand genommen. Salopp formuliert, er lässt den Neuen Bürger Russlands, der nicht weniger, sondern einen besseren Staat will, im Regen stehen.

**Warum hat sich Medwedjew auf die Ämterrochade mit Putin eingelassen?** Ganz offensichtlich hat das Tandem Medwedjew-Putin nicht so funktioniert, wie man

sich das vorgestellt hat. Zudem scheint die Umgebung von Putin überzeugt zu sein, dass die nächsten Jahre für Russland sehr schwierig werden, und Medwedjew das nicht schafft.

**Sie meinen wegen der sozialen Herausforderungen ...**

... auch wegen der schwierigen Frage, wie man das innere Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Machteliten ausbalancieren soll. Wir haben es außerdem heute mit einer russischen Gesellschaft zu tun, die nicht mehr übermäßig von dem zu begeistern ist, was sich mit Putins Politik als Präsident bis 2008 verband: Eine gewisse Stabilität, die rechtzeitige Zahlung der Renten und Löhne, die selbst empfundene Wiedererlangung der nationalen Würde Russlands in der Welt. Doch

### Nicht weniger, sondern ein besserer Staat ist gefragt

nun geht es um nachhaltige Wirtschaftsentwicklung, um soziale Absicherung, um eine Zukunftsperspektive.

**Warum gehen so viel gut situierte Bürger auf die Straße?** Es sind genau die Schichten, die Medwedjews *Russland vorwärts* ernst genommen haben und nicht verstehen – wie die Zeitung *Wedomosti* schreibt –, dass eine pathologische Kleptomane nicht zu überwinden ist. Dass immer wieder Stimmen der Opposition abhandeln kommen. Derartiges unter einem Präsidenten Medwedjew zu erleben, hätte man nicht ge-

dacht. Deshalb sind Leute unterwegs, die nicht unbedingt zu den klassischen Demonstrationsgängern zu zählen sind. **Was passiert, wenn sich die sozial weniger Privilegierten dazu gesellen?**

Sollte zum politischen der soziale Protest kommen, muss mit einer schwer zu kontrollierenden Lage gerechnet werden. Wir haben jüngst eine Umfrage gestartet und nach den größten Herausforderungen für die Sicherheit Russlands gefragt. Da besaß ganz klar die soziale Situation den höchsten Stellenwert. Nicht die NATO, nicht der Terrorismus. Das war schon beeindruckend. Anzuzufügen wäre, dass die Demoskopen des Lewada-Instituts von einer hellen und einer dunklen Zivilgesellschaft sprechen. Mit ersterer ist ein Milieu gemeint, das sich für Menschenrechte und Demokratie einsetzt, während sich mit der zweiten Spielart die nationalistische Option verbindet. Auf den Demonstrationen hört man auch Töne wie: Russland den Russen. Oder: Es muss einen russischen Sonderweg und mehr Abstand zum Westen geben. **Was müsste der Kreml tun, damit die Präsidentschaftswahl in einer weniger aufgeregten Stimmung verläuft?**

Es lässt sich kaum eine Strategie finden. Auf der einen Seite müssen Belange wie soziale und politische Gerechtigkeit berücksichtigt werden – und auf der anderen Seite auch nationalistische Strömungen. Es gibt noch keinen herausragenden Kopf der Opposition, die untereinander zerstritten bleibt. Davon profitiert natürlich ein Mann wie Putin, der trotz allem noch immer eine nicht geringe Unterstützung in der Bevölkerung hat.

Das Gespräch führte **Lutz Herden**

# Und schon steht Shakespeare auf dem Index

**Tunesien** Mit der neuen, islamisch gefärbten Verfassung gerät der laizistische Charakter des Staates in Gefahr

■ Mechtild Gilzmer

**F**rüh am Morgen schallt der Ruf zum Gebet durch die Straßen. Tunis erwacht, Stacheldraht-Verhaue und Panzer auf der Avenue Bourguiba sind die noch immer sichtbaren Spuren des Umbruchs, der vor einem Jahr begann und im Januar 2011 zum Sturz von Präsident Ben Ali führte. Der Schutz gilt dem Innenministerium, Symbol einer nicht allzu fernen Vergangenheit. In diesem imposanten grauen Kasten wurden die Regimegegner unter Ben Ali festgehalten, verhört und gefoltert.

In dieser Woche nun ist die Arbeit an einer neuen Magna Charta beendet worden. Nach den Wahlen vom 23. Oktober hatte sich Ende November ein Übergangsparlament im ehrwürdigen Palais Bardo zu einer ersten Sitzung zusammengefunden. 217 Abgeordnete mussten sich über einen Verfassungstext einigen, der dem vor einem Jahr begonnenen Wandel Rechnung trug. Für kontroverse Debatten sorgte besonders eine Frage – welche Rolle darf die Religion beanspruchen? Habib Bourguiba, Vater der Unabhängigkeit, hatte 1956 die muslimisch-arabische Identität Tunesiens als konstitutives Element in der Verfassung verankert. Dass Juden und Christen damit ebenso wie Atheisten ausgegrenzt wurden, nahm er als unvermeidbares Übel in Kauf. In der Praxis galt freilich eine vom französischen Muster inspirierte laizistische Trennung von Staat und Religion; das Kopftuch und andere sichtbare Zeichen eines religiösen Bekenntnisses waren in der Öffentlichkeit verboten. Viele Tunesier empfanden das als Missach-



Noch gilt im Parlament für Atheisten und Islamisten das Prinzip Koexistenz

tung ihrer muslimischen Wurzeln. Um schwelende Konflikte nicht zu schüren, haben sich die Übergangsparlamentarier darauf verständigt, in die ansonsten unveränderte Präambel aus der ersten Konstitution nur das Wort *civil* einzufügen, um den laizistischen Anschein zu wahren. So lautet der entsprechende Passus: „Tunesien ist ein ziviler, freier, unabhängiger und souveräner Staat, seine Religion ist der Islam und seine Sprache Arabisch, sein politisches System ist die Republik“.

## Neues Kalifat

Parallel dazu beschäftigte die Verfassungsgebende Versammlung, wer welche Funktion in der nächsten Regierung übernimmt. Man einigte sich auf die Präsidentschaft von Moncef Marzouki, Parteivorsitzender des *Conseil pour la République* (CPR) – ein Politiker, der sich im Exil Meriten im Kampf um die Menschenrechte erworben hat. Marzouki fordert radikale gesellschaftliche Zäsuren, was ihm viel Sympathie bei

den Islamisten verschafft hat. Zur Überraschung vieler Tunesier gingen der CPR und die sozialdemokratische Partei *Ettakatol* ein Zweckbündnis mit den Islamisten ein. Mustapha Ben Jafaar, dem Parteichef von Ettakatol, wird diese Allianz das Amt eines Parlamentspräsidenten beschern, während der Premierminister aus der gemäßig islamistischen *Ennahda-Partei* (Partei des Wiedererwachens) kommen dürfte. Viele Tunesier empfinden diese Triple-Entente, die 138 von 217 Sitzen auf sich vereinigt (Ennahda: 89; CPR: 29; Ettakatol: 20) als Verhängnis, da das Parlament dadurch über keine nennenswerte Opposition verfügt, verteilen sich doch die restlichen Mandate auf marginalisierte Parteien.

Es gilt als sicher, dass die Ennahda-Partei auch das Justiz-, Innen- und Außenministerium mit eigenen Kadern besetzt. Eine Frage, die viele bewegt, ist, wem das Erziehungsministerium zufällt. Vor allem die Intellektuellen fürchten hier den Einfluss der Ennahda, die sich Vorsicht auferlegt und dabei oft doppelzünftig wirkt. Da wur-

den zunächst radikale Aussagen getroffen und im nächsten Moment widerrufen. Sie reichen von der Forderung nach einem neuen Kalifat bis zur moralischen Ächtung alleinerziehender Mütter. Wert gelegt wurde auf die Nähe zu den ideologischen Paten in der (saudi-)arabischen Welt, auf dass finanzielle Hilfsquellen nicht versiegen.

## Erkennbar gespalten

Während es die Ennahda-Partei vermeidet, über die Stränge zu schlagen, zeigen sich die Salafisten weniger besorgt um ihr Image und versuchen, eine religiöse Imprägnierung des Alltags durchzusetzen. Demnach soll auch in internationalen Hotels kein Alkohol mehr ausgeschenkt werden und für Frauen wieder die Ganzkörperverschleierung gelten. Besonders die Universitäten scheinen eine bevorzugte Spielwiese für eine doktrinaire Einflussnahme zu sein. Dozentinnen werden von ihren Studenten aufgefordert, sich „dezent“ zu kleiden. William Shakespeare stößt wegen einer allzu „sittenlosen Ausdrucksweise“ auf Ablehnung, ebenso die Philosophie Friedrich Nietzsches. In der Kunsthochschule von Tunis wird das Bilderverbot bemüht, um Michelangelo aus dem Kanon der zu behandelnden Künstler streichen zu können.

Doch gelten die Vorstöße der um Sittlichkeit bemühten Eiferer ebenso dem Tourismus – in ihren Augen ein unerträglicher Hort amoralischen Treibens. So wird die Einrichtung „muslimisch korrekter“ Hotels erwogen, wie es sie in Saudi-Arabien und Marokko bereits gibt. Die Erfolgsaussichten von Etablissements, in denen die Hoteletagen nach Geschlechtern getrennt sind und sich die Vergnügungen auf „Beten satt“ beschränken, sind fraglich. Damit würde das derzeit ohnehin fragile Geschäft einer Branche, die Tunesien unverzichtbare Einkünfte sichert, weiter erschüttert.

Auch wenn der Wahlerfolg der unter Ben Ali verfolgten Islamisten als Ergebnis eines

demokratischen Prozesses von den Tunesiern grundsätzlich akzeptiert wird, so ist die Gesellschaft doch erkennbar gespalten: in ein laizistisches, der westlichen Moderne und ihren Lebensformen gegenüber offenes Milieu und in eine sich davon abgrenzende, auf den Islam als Teil der nationalen Identität pochende Bevölkerung. Die ökonomische Misere ist dazu angetan, aus dieser Spaltung eine Kluft werden zu lassen. Während eine privilegierte, gut situierte urbane Elite von dem einst unter Habib Bourguiba gepflegten Lebensstil nicht lassen will, sehen die sozial Schwachen und die Landbevölkerung in der Religion einen ideellen Ausweg, sozialer Depression zu entkommen. Die Religion bietet Trost – sie hilft, irdische Ungerechtigkeit zu ertragen. Und das Tag für Tag.

Schließlich besteht die Zugkraft der Islamisten im Moment nicht zuletzt darin, dass sie unter dem laizistischen Diktat von Habib Bourguiba und Ben Ali zu leiden hatten. Das allein erklärt noch nicht die erstaunliche Attraktivität der Religion auch für junge, gut ausgebildete Tunesier. Was sie fasziniert, ist der abgrenzende Charakter des Islam. Damit lässt sich demonstrieren, wie man das alte System und dessen westliche Gönner verurteilt. Ob es freilich die erstrebte demokratische Gesellschaft verträgt, derart indoktriniert zu werden, bleibt fraglich. Die Geschichte offenbart: Nur wer sich dem exklusiven Wahrheits- und Heilsanspruch einer Religion verweigert, liefert die Basis für eine liberale und moderne Gesellschaft. In den nächsten Monaten wird sich zeigen müssen, inwieweit die tunesische Zivilgesellschaft in der Lage ist, einem obskurantistischen Weltbild zu widerstehen, das einem künftigen Gesellschaftsmodell Tunesiens zugrunde liegt.

Mechtild Gilzmer bereist derzeit Tunesien, ist Romanistin und schreibt sonst Literaturkritiken für den Freitag

ANZEIGE

# Sogar die Toten hauen ab

**Rumänien** In Transsylvanien soll Europas größte Goldmine entstehen. Ein ganzes Dorf muss dafür dem Erdboden gleichgemacht werden. Dagegen regt sich heftiger Widerstand

■ Jeroen Kuiper

Im pastoralen Alltag von Rosia Montana trottet eine Kuh langsam über die Straße, während nicht weit davon ein Mann einen Nagel in das Dach seiner Scheune drischt. Aus der Kirche der Pfingstgemeinde klingt leiser Gesang. Ein Rom mit Schnurrbart und großem Hut grüßt den Fremden ehrerbietig bis freundlich. Hinter der örtlichen Schule stapeln johlende Kinder vor einem Schuppen einen Berg gespaltenes Holz. Wintersonne färbt die Berghänge rot.

Rosia Montana – *localitate miniera* steht auf großen, gelben Spruchbändern, die über der einzigen Durchfahrtsstraße des idyllischen transsylvanischen Bergortes hängen. Rosia Montana, ein Bergbaudorf? Vor fünf Jahren traf das noch zu, dann aber wurde die örtliche Goldmine geschlossen, und es hatte sich mit dem Bergbau.

Sollte es nach der Regierung in Bukarest, nach einer Mehrheit der Einwohner und nach den Aktionären des kanadisch-rumänischen Rosia Montana Gold Corporation (RMGC) gehen, wird sich der Ort bald wieder dem Bergbau verschrieben haben. RMGC plant die größte Goldmine Europas. Gut 300 Tonnen Gold und mindestens 1.500 Tonnen Silber ließen sich über Tage fördern, heißt es. Wenn es diese Erträge jemals geben soll, muss einiges weichen – buchstäblich. Etwa 2.000 Einwohner müssten ihre Häuser aufgeben und vier Berge für die Goldgewinnung komplett abgetragen werden. Ein ganzes Tal würde mit Zyanid-Schlamm geflutet, versteckt hinter einem 185 Meter hohen Damm. Kulturelle Erbgüter wie zweitausend Jahre alte Minenschächte noch aus römischer Zeit wären für immer verloren.

## Gelbe Schilder

„Nur die Armee kann mich hier vertreiben“, schimpft Andrei Gruber, ein Rumäne mit sächsischen Wurzeln. Der 26-jährige Bauer mit Bart, Pferdeschwanz und Wollmütze betreibt im Ort ein kleines Gästehaus. „Wenn sich RMGC durchsetzt, müsste ich mein Haus aufgeben und zusehen, wie die mein Leben zerstören. Deshalb kriegen die mich nie weg.“ Gruber sitzt hinter dem Haus, in dem er aufwuchs. Sein Gesicht ist grau gesprenkelt, er hat gerade eine Wand seiner Pension frisch verputzt. Die uralten Wände sind feucht und mürbe. Ewig halten, das werden sie nicht.

Gruber ist kein großer Redner. Wie die Zukunft seines Geburtsortes aussehen könnte, das aber will er dann doch beschreiben. „Wir sollten uns auf sanften Tourismus konzentrieren und das zur Goldgrube machen. Im Spätsommer hatten wir deshalb viele Besucher.“ Gemeint sind etwa 200 Ak-

tivisten, die Ende September für ein Reclaim-the-fields-Camp nach Rosia Montana pilgerten. Es muss eine bunte Gesellschaft gewesen sein mit Hausbesetzern aus ganz Europa. Das Entzücken der Leute aus Rosia Montana über diese Gäste hielt sich in Grenzen, räumt Gruber ein. „Sie haben vor allem zugeschaut und wollten wissen, wie wir leben.“ Organisiert wurde das Aktionslager von Alburnus Maior, einer lokalen Nichtregierungsorganisation, die sich der Goldmine energisch widersetzt. Statt Bergbau setzt auch Alburnus Maior auf sanften Tourismus – und eine ökologische Landwirtschaft, was bei den Einwohnern von Rosia Montana auf wenig Gegenliebe stößt. Denn viele haben sich von RMGC bereits entschädigen lassen und packen ihre Sa-



chen. Andrei Gruber erzählt: „Früher gab es hier Ungarn, Rumänen, Sachsensendeutsche, Juden, Italiener, Tschechen und Roma. Die meisten haben uns längst den Rücken gekehrt. Und es wird immer verrückter. Heute morgen erst verließ eine Familie den Ort mit einem Sarg auf dem Anhänger. Sogar die Toten hauen ab.“

Der Widerstand gegen die Goldmine bröckelt. Was nichts daran ändert, dass an einigen Häusern nach wie vor ein kleines gelbes Schild an die Tür genagelt ist, auf dem mit grünen Buchstaben steht: „Dieses Haus ist NICHT zu kaufen“. Aber immer mehr gelbe Schilder werden abgehängt. „Viel leicht sind es jetzt noch gut 50 Eigentümer, die nicht verkaufen“, schätzt Gruber. Mittlerweile würden RMGC vier von fünf Gebäuden in Rosia Montana gehören. Ein Teil davon ist bereits abgerissen.

„Es fällt eben schwer, die Einwohner festzuhalten“, sagt Gruber noch. Es dürfte auch deshalb schwierig sein, weil es in die-



FOTOS (VON OBEN): ZSOLT CZEGLEDI/DPA, DANIEL MIHAILESCU/AFP/GETTY IMAGES (2)

## Mittlerweile gehören RMGC vier von fünf Gebäuden in Rosia Montana



Auch wenn einige auf keinen Fall weichen wollen, weil schon ihre Vorfahren in diesem Bergdorf lebten – in Rosia Montana stehen die Zeichen unwiderruflich auf Abschied

Prozent der kanadischen Firma Gabriel Resources gehören. Bis 2006 hat Minvest die lokale Goldmine ausgebeutet. „Wir haben sie damals geschlossen, weil ein rentabler Abbau unmöglich schien“, meint Rus und führt durch insgesamt 150 Kilometer lange Tunnel, die Generationen von Bergleuten in über zweitausend Jahren durch das unterirdische Felsmassiv getrieben haben. Er zeigt auf eine alte Goldader, die durch Oxidation tiefschwarz gefärbt ist. „Wir haben bis 1971 unter Tage Gold gefördert, danach sind wir auf Tagebau umgestiegen. Bis 2002 ging alles an die Staatsbank. Danach hat Rumänien das Gold auf dem Weltmarkt verkauft.“

Andrei Gruber ist im Unterschied zu Valentin Rus überzeugt, dass es RMGC nie schaffen wird, mit der Förderung zu beginnen. Den Goldgräbern blieben die Hände gebunden, solange sie nicht alle Grundstücke im Ort besäßen. Ob Gruber Recht hat, will RMGC-Sprecher Catalin Hosu nicht sagen. Das Büro des perfekt englisch sprechenden Pressesprechers liegt in Rosia Montana ganz einvernehmlich neben dem viel kleineren Büro von Alburnus Maior. „Momentan warten wir auf ein positives Zeichen der Umweltbehörde, danach werden wir die Baugenehmigung beantragen. Erst wenn wir die haben, können wir wirklich anfangen.“

Was wird geschehen, wenn sich einige Dutzend Rumänen weiter einem Verkauf ihrer Grundstücke verweigern? „Dann werden wir mit der Dorfgemeinschaft besprechen, wie es weitergehen kann“, sagt Hosu diplomatisch. „Wir haben dieses Projekt in einem gemeinsamen Dialog mit der Bevölkerung geplant. Es gab viele Einwohnerversammlungen, davon zwei in

Ungarn. Alle der etwa 5.000 Fragen, die während dieser Meetings gestellt wurden, haben wir schriftlich beantwortet. Das Dossier darüber umfasst mehr als 20.000 Seiten.“

Der Name des PR-Menschen Catalin Hosu wirkt wie ein rotes Tuch auf Ramona Dumincioiu, eine energische Aktivistin von Eco Ruralis, einer Nichtregierungsorganisation aus der Universitätsstadt Cluj-Napoca. Dumincioiu besitzt die zweifelhafte Fähigkeit, zur gleichen Zeit am Laptop tippen, dabei telefonieren, rauchen und reden zu können. „Dieser Hosu mit seiner geölten PR-Maschinerie! Ja, es gibt mittlerweile NGOs in Rosia Montana, die sich für die Mine aussprechen, aber die sind doch alle von RMGC gegründet und finanziert worden. Mit ihren Millionen können die einfach die Meinung der Leute kaufen. Bis auf eine schreibt keine Zeitung aus der Region noch kritisch über das Vorhaben, nachdem RMGC in großem Stil Anzeigenraum gebucht hat. Außerdem platziert RMGC dauerhaft Werbung im Fernsehen – die Region wird regelrecht bombardiert mit ihrer PR.“

## Meine Eltern auch

Bis vor kurzem war Dumincioiu zuversichtlich, die Pläne von RMGC stoppen könnte. Seit Ende August aber wird im Bukarester Parlament eine Novellierung des Bergbaugesetzes verhandelt, wonach Immobilienbesitzer in Abbau-Gebieten, die sich weigern, ihr Grundstück zu verkaufen, enteignet werden können. „Wir haben mit unseren Anfragen letzte Entscheidungen verzögern können, aber wenn das Gesetz wird, haben wir ein riesiges Problem.“

Nicht nur NGOs, sondern auch die rumänische Akademie der Wissenschaften hat sich gegen die Mine ausgesprochen. Selbst die ungarische Regierung hat Bedenken. Sie befürchtet ein Desaster, wie es das 2000 im rumänischen Baia Mare gab, als der Staudamm des Rückhaltebeckens einer Goldmine brach und über 100.000 Kubikmeter mit Zyanid verseuchtes Wasser im ungarischen Tisza-Fluss landeten. Von dort aus nahm der Giftteppich seinen Weg über die Donau Richtung Schwarzes Meer und hinterließ eine Todesspur, 1.200 Tonnen Fisch gingen verloren, für 2,5 Millionen Menschen musste die Trinkwasserversorgung unterbrochen werden.

Andrei Gruber zündet sich hinter seinem Haus eine Zigarette an. Die ersten Einwohner, die ihr Haus an RMGC verkaufen, würden diesen Schritt schon wieder bereuen, meint er. „Sie können sich nicht an ihre neue Umgebung gewöhnen und würden am liebsten alles rückgängig machen.“ Trotzdem muss er eingestehen: „Sogar mein Bruder arbeitet mittlerweile für RMGC. Aber wenn jemand für die arbeitet, muss das noch nicht heißen, dass er mit denen einverstanden ist.“ Er schaut auf die bewaldeten Berge hinter seinem Haus. „Weißt du, es ist jetzt über hundert Jahre her, dass meine Vorfahren aus Deutschland ausgewandert sind, um sich hier eine Zukunft aufzubauen. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatten fast alle Einwohner von Rosia Montana Goldkonzessionen. Meine Eltern auch.“

Jeroen Kuiper schrieb zuletzt über Land-Grabbing in Äthiopien

ANZEIGE

**Die Aufstände in der arabischen Welt beweisen: Menschen, die ihre politischen und sozialen Freiheitsrechte einfordern, können die scheinbare Alternativlosigkeit der herrschenden Ordnung überwinden.**

In SYRIEN unterstützt medico die verborgenen Notfallhospitäler der Basiskomitees, die für eine säkulare, überkonfessionelle und friedliche Revolution kämpfen.

In ÄGYPTEN fördert medico Partner, die sich in den Megaslums von Kairo für menschenwürdige Lebensbedingungen einsetzen, damit sich die neu gewonnene politische Freiheit auch in soziale Gerechtigkeit übersetzt.

In ISRAEL kämpfen die Ärzte für Menschenrechte seit Jahrzehnten gegen den Anachronismus der Besatzung Palästinas.

**Eine demokratische Zukunft aller Menschen in einem neuen, freien Nahen Osten ist möglich.**

Spendenkonto: 1800  
Stichwort: Nahost  
Frankfurter Sparkasse  
BLZ 500 502 01

**m**  
medico international

www.medico.de



# Schockstrategie für Europa

**Kalkulierte Eskalation** Weshalb die Bundesregierung ihre Zustimmung zu Eurobonds bis zur allerletzten Minute hinauszögert

■ Gabriela Simon

**W**enn Historiker einst aus sicherer Distanz auf 2011 zurückblicken, werden sie vermutlich die Frage stellen, wie es zu einem so rasanten Abstieg Europas kommen konnte. Nur zwei Jahre, nachdem ein kleines, peripheres Euro-Mitglied seine Schuldenprobleme offenbarte, hat sich die gesamte Eurozone in eine finanzpolitische Krisenregion verwandelt. Der vor kurzem noch selbstbewusste, wirtschaftsmächtige europäische Kontinent, dessen Sozialmodell für viele weltweit eine Orientierungsgröße war, ist von der Unterstützung durch den Internationalen Währungsfonds abhängig und bittet in Schwellenländern um finanziellen Beistand; seine Staatsanleihen werden von Banken mehr und mehr wie Schrottpapiere behandelt, die sie schnellstmöglich loswerden wollen.

Wie konnte es zu diesem Desaster kommen? Sind es tatsächlich die viel gescholtenen Finanzmärkte, die mit der Macht großer beweglicher Geldsummen europäische Regierungen „vor sich her treiben“ können? Ist es die oft kritisierte „zögerliche“ Art Angela Merkels? Ist es, wie eine kürzlich publizierte Stellungnahme linker Wissenschaftler erklärt, eine „falsche Diagnose“, die einer kontraproduktiven Therapie zugrunde liegt? Sind es, mit den Worten von Jürgen Habermas in der FAZ, die „kopflösen Reaktionen unserer politischen Eliten“, die „an den Drähten der Finanzindustrie zappeln“? Oder liegt das Problem, wie der US-Ökonom Paul Krugman vermutet, in der geldpolitischen Verbohrtheit der Europäer, speziell der Deutschen?

All diese Erklärungsansätze gehen von einem Unvermögen, einem Versagen, einer Schwäche der europäischen Krisenmanager aus und unterstellen ihnen damit grundsätzlich den Willen, die europäische Krise schnell und nachhaltig zu überwinden. Was geschieht, wenn wir diese Grundannahme fallenlassen? Gehen wir einmal probenhalber davon aus, dass es sich bei unseren politischen Eliten um intelligente und durchaus fähige Leute handelt, die ihre zahlreichen Experten zu nutzen wissen, um ihre Ziele zu erreichen. Nehmen wir – rein hypothetisch – einmal an, dass sie ihre Ziele tatsächlich erreichen, dass also das Erreichte mehr über die Ziele aussagt als ihre proklamierten Absichten.

So betrachtet hat die EU-Krisenpolitik Beindruckendes geleistet: Die Überschuldung des wirtschaftlich unbedeutenden Euro-Mitglieds Griechenland wurde zu einer europäischen Dauerkrise hochgefahren. Die griechische Gesellschaft ist durch soziale Einschnitte traumatisiert und zunehmend wehrlos. Italien hat sich „freiwillig“ einer Überwachung durch den IWF unterstellt und – so wie Griechenland – einen wirtschaftsliberalen Technokraten zum Regierungschef gekürt. Den Menschen in ganz Europa wird am Beispiel Griechenlands vorgeführt, wie es sich anfühlt, „über die eigenen Verhältnisse gelebt“ zu haben und „bestraft“ zu werden. Sie begreifen, dass es in einem EU-Land möglich ist, plötzlich alle Sicherheiten zu verlieren, Rentenansprüche, auf die man fest gebaut hat, um 20 Prozent und mehr dahinschmelzen zu sehen.

## Wie ein Schlag

Selbst in Deutschland mit seiner starken Wirtschaft und historisch niedriger Arbeitslosigkeit wächst die Furcht vor dem Verlust der Sicherheiten, verbunden mit der Überzeugung, die Staatsschulden seien an all dem schuld. Als im Herbst die Nachricht über viele Milliarden unverhoffter Steuereinnahmen für den deutschen Fiskus durch die Medien ging, löste sie nicht einmal im Ansatz eine Diskussion darüber aus, ob der Geldsegen nicht besser in Kitas, Schulen, Universitäten und Arbeitslose investiert wäre, statt ihn für den Schuldenabbau zu verwenden.

Könnte es sein, dass es die Krisenmanager von EU und IWF genau darauf angelegt hatten? Die These erscheint auf den ersten Blick abwegig bis bösartig. Doch in ihrem Licht klären sich einige ansonsten unverständliche Entscheidungen auf. Warum wurde das den Griechen verordnete „Sparprogramm“ nicht wenigstens überprüft, als seine kontraproduktiven Wirkungen nicht mehr zu übersehen waren? Warum konzentrierte sich die Troika nicht zuerst darauf, das Hauptproblem der massiven Steuerhinterziehung anzugehen? Warum müssen europäische Schuldnerländer eine Unzahl verschiedener Maßnahmen gleichzeitig umsetzen (in Portugal sind es der



ILLUSTRATION: OTTO FÜR DER FREITAG

**Die Kanzlerin ist keine „Getriebene“, keine Marionette der Finanzmärkte. Sie ist weder schwach noch unfähig oder kopflös**

zeit über 200), die mit der Schuldentragfähigkeit teilweise gar nichts zu tun haben? Was sollen die Deregulierung des Arbeitsmarktes, die Aufhebung von Kündigungsschutzregelungen und Tarifbindungen zur Sanierung der Staatshaushalte beitragen? Warum wurden die Finanzmärkte regelrecht eingeladen, gegen europäische Länder zu spekulieren?

Ein Blick zurück in die achtziger Jahre kann hier etwas Licht ins Dunkel bringen. Damals entwickelte der IWF in Lateinamerika die Methode jener „Sparpakete“, mit der heute immer mehr europäische Länder beglückt werden. Diese Pakete waren insofern eine Innovation, als sie eine kaum überschaubare Vielzahl von Maßnahmen in unterschiedlichen Politikfeldern zusammenfassten, die in ihrer Gesamtheit zur Voraussetzung finanzieller Hilfen erklärt wurden. Der Cocktail aus Sozialkürzungen, Deregulierung und Privatisierung traf die Gesellschaften regelmäßig wie ein Schlag. Die Wirtschaft ging in die Knie, soziale Sicherheiten brachen weg. Über die hintergründige Logik dieser Paket-Politik schrieb die US-Autorin Naomi Klein in ihrem Buch *Die Schockstrategie*: „Man geht davon aus, dass die Menschen zwar auf graduelle Veränderungen reagieren können, aber wenn Dutzende von Veränderungen aus allen Richtungen gleichzeitig kommen, dann setzt das Gefühl ein, dass alles vergeblich ist.“

In Bolivien ist es mit dieser Schockstrategie gelungen, der mächtigen bolivianischen Gewerkschaftsbewegung in wenigen Jahren das Genick zu brechen und die bolivianische Gesellschaft gegenüber der Durchsetzung des neoliberalen Programms wehrlos zu machen. Die Anhänger Milton Friedmans im IWF und in der US-Regierung waren begeistert. Die Paket-Politik kam danach in allen lateinamerikanischen Schuldnerländern zum Einsatz.

Auch wenn die Dinge heute in Europa in vielerlei Hinsicht anders liegen, fallen doch einige Parallelen auf. Statt sich auf die konkreten Probleme in den Schuldnerländern zu konzentrieren, auf Steuerhinterziehung in Griechenland, spezifische wirtschaftliche Struktur-schwächen in Portugal oder Spanien, wird das gesamte neoliberale Arsenal zwangsweise als Paket verabreicht. Gesellschaften werden traumatisiert, und ihre Akteure zu ohnmächtigen Protesten verdammt. Die betroffenen nationalen Ökonomien stürzen unweigerlich in eine schwere Rezession, wodurch sich die Abhängigkeit von finanziellen Hilfen noch vergrößert und immer mehr von derselben „Medizin“ verabreicht werden kann. Was sich als Krisenmanagement ausgibt, beschreibt Naomi Klein treffend als „Krisenopportunisten“: Statt die Schuldenprobleme schnellstmöglich zu überwinden, werden sie von den vermeintlichen Rettern „als kostbare Gelegenheiten“ genutzt, „um Neuland für den freien Markt zu sichern“, wie Klein es ausdrückte. In Europa boten sich für eine solchermaßen eskalieren-

de Krisenpolitik besonders günstige Voraussetzungen. Der Verflechtungsgrad machte es möglich, auch Länder in den Krisensog zu ziehen, die eigentlich gar keine Schuldenprobleme hatten. Mittlerweile können selbst Frankreich und Österreich in die Zange genommen und zum „Sparen“ gezwungen werden. In dieser Eskalationsstrategie spielten sich Akteure die Bälle zu: Die EU-Verantwortlichen mit ihren Pleite-Drohungen und ihrer Weigerung, Euro-Länder nachhaltig vor spekulativen Attacken zu schützen, die Rating-Agenturen mit ihren Herabstufungen, der IWF mit seiner Kritik an EU-Regierungen, die Hedgefonds mit ihren spekulativen Angriffen.

## Schmerzhafter Druck

In der Debatte über die Einführung von Eurobonds wird beispielhaft klar, welche Rolle die deutsche Regierung in diesem Spiel innehat. Sie sperrt sich gegen die Eurobonds-Lösung, weil diese die Anleihenkrise sofort beenden würde. Der „schmerzhafteste Druck“, wie es Wolfgang Schäuble ausdrückte, soll aufrechterhalten werden. Er spricht damit offen aus, dass sich die Bundesregierung zur aktiven Verbündeten der Finanzmärkte gemacht hat, die diesen „schmerzhaften Druck“ durch Spekulation gegen die Anleihen europäischer Länder erzeugen. Eurobonds soll es – sagt Angela Merkel – „erst nach der Krise“ geben. Die Krise soll also vorher noch ihr Werk vollbringen, Staaten unter Druck zu setzen, ihre Wirtschaft zu schwächen und Gesellschaften zu zerrütten, bis sie für die europaweite Durchsetzung einer Politik der Deregulierung, der Privatisierung und des Sozialabbaus bereit sind. Das Damoklesschwert der Staatspleite, das Europas Krisenmanager so erfolgreich über den Mitgliedsländern der Eurozone aufgehängt haben, ist heute das zentrale politische Instrument in den Händen Merkels, die keineswegs „zögerlich“ ist, wenn es darum geht, anderen Regierungen zu drohen.

So gesehen ist die deutsche Kanzlerin keine „Getriebene“, keine Marionette der Finanzmärkte, sie ist weder schwach noch unfähig oder kopflös. Sie folgt ihrem Kalkül, Rettungsaktionen auf die allerletzte Minute hinauszuzögern, und so – im Pakt mit den Spekulanten – die Krise stetig auszuweiten und permanente Panikstimmung zu erzeugen. Die kalkulierte Eskalation der Krise verleiht der deutschen Regierung die Macht, ganz Europa eine Politik der Entsolidarisierung und wachsenden sozialen Ungleichheit aufzuzwingen. Vermutlich wird Angela Merkel mit ihrer Zustimmung zu Eurobonds bis kurz vor dem Bankrott der Eurozone warten. Ob das europäische Projekt diese Strategie überlebt, und wie die Weltwirtschaft danach aussieht, ist eine andere Frage.

Gabriela Simon ist Ökonomin und hat im Freitag zuletzt über das EU-Finanzsystem geschrieben

## Community Debatte

### In Moskau und St. Petersburg spielt die Musik

Zwei Community-Mitglieder diskutieren zum Artikel „Arabischer Frühling, russischer Winter“ das Potenzial der Demonstrationen in Russland.

Die Unzufriedenheit in Russland geht nicht nur von den Schwachen aus. An den Protesten beteiligen sich nun auch vergleichsweise gutverdienende Menschen. Der „Nationalpatriotismus“ der Putin-Partei ist ja auch nicht viel mehr als eine Lackierung für die Partei der Mächtigen, dahinter verbergen sich Korruption und Vetternwirtschaft. Jetzt geht es um konsequente Modernisierung, um Demokratisierung der russischen Gesellschaft, das fordern vor allem die Eliten in Russland, die Künstler, die jungen Menschen, die Akademiker. War es noch vor einigen Jahren „chic“, pro Putin zu sein, verkehrt sich dies jetzt ins Gegenteil. Der russische Frühling wird kommen, so viel ist gewiss. *Flagman*

Endlich ein Autor, der begriffen hat, dass Wahlen in jede Richtung manipuliert werden können! Ergebnisse jenseits der 60, 70 oder 80 Prozent sind unglaublich und verkaufen sich schlecht. In den aufflackernden Protesten einen russischen Winter zu sehen, ist verfrüht und wird leider von westlichen Medien künstlich in die Höhe getrieben. *Tobi-Eiki*

So rein „quantitativ“ kann man die Dinge in Russland aber eben nicht bewerten. Entscheidend sind die Verhältnisse und die Stimmungslage in Moskau und in St. Petersburg. Wenn sich die Stimmung auf den Straßen und in der Öffentlichkeit in diesen Städten gegen Putin und seine Truppe stellt, dann wird es gefährlich für die Mächtigen. Und es spricht einiges dafür, dass genau dies sich gerade vollzieht. Den sogenannten Nationalpatriotismus darf man ohnehin nicht überbewerten, der ist in Russland weitgehend „Common Sense“, quer durch fast alle politischen Lager. *Flagman*

Meinen Sie wirklich, dass es in Russland für die Machthaber gefährlich werden könnte? Putin hat den Militär- und Sicherheitsapparat hinter sich. Aufstände könnten also zur Not mit Panzern unterdrückt werden. Außerdem ist Russland groß, Moskau sowie St. Petersburg sind nicht repräsentativ für ganz Russland. *Tobi-Eiki*

Massendemonstrationen können heute auch in Russland nicht mehr mit Panzern unterdrückt werden, diese Zeiten sind vorbei. Und ja, Russland ist groß, aber in Moskau und St. Petersburg spielt die Musik, dort wird die Zukunft des Landes entschieden. *Flagman*

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

ANZEIGE

**AG DOK im Lichtblick**  
 Jeden 4. Dienstag im Monat // 18:00 Uhr  
**Di 20.12.2011 // CALLING HEDY LAMARR**  
 In Anwesenheit des Produzenten Gunter Hanfgarn  
 Moderation: Anastasia Vinokurova  
 Ein Film auf der Spurensuche nach der Hollywood-Göttin und schönsten Erfinderin der Welt.  
 der Freitag taz die tageszeitung DOK  
 Lichtblick-Kino: Kastanienallee 77 // Prenzlauer Berg // Berlin  
 Tel: 030 - 44058179 // [www.lichtblick-kino.org](http://www.lichtblick-kino.org)

## Die Woche vom 8. bis 14. Dezember 2011



### Pakistan / USA Transit-Blockade

Der US-Nachschub für Afghanistan bleibt gestört, soweit er über Pakistan abgewickelt wird. Transitwege sind nicht nur gesperrt – Transporter werden auch gezielt zerstört. So geschehen im südwestlichen Quetta, wo nach Raketenbeschuss mehrere Lastzüge ausbrannten, die dort vorübergehend in einem Depot zusammengezogen waren. Bisher hat die Regierung in Islamabad nicht zu erkennen gegeben, wann sie die Blockade aufheben könnte. Sie wurde unmittelbar nach dem US-Angriff auf zwei pakistanische Grenzposten am 26. November verhängt, bei dem 24 Soldaten getötet wurden. Islamabad besteht zudem darauf, dass US-Verbände die Luftwaffenbasis Shamsi verlassen. **LH**



### Geringverdiener Lebenszeit sinkt

Eines der Argumente, die gern für die Rente mit 67 ins Feld geführt werden, lautet: Die Lebenserwartung steige nun einmal, da könne, nein müsse auch länger gearbeitet werden. Für viele Geringverdiener gilt aber offenbar das Gegenteil: Nach Berechnungen der Linksfaktion auf Basis von Regierungszahlen ist die Lebenserwartung von Männern, die über einen langen Zeitraum weniger als Dreiviertel des Durchschnittseinkommens bezogen, seit 2001 um zwei auf durchschnittlich 75,5 Jahre gesunken. Noch gravierender sieht die Entwicklung im Osten aus. Wer viel verdient, lebt dagegen umso länger: Männer mit hohem Einkommen haben im Schnitt anderthalb Jahre dazugewonnen. **TS**



### Schrottimmobiliën Rot-Schwarz ohne Braun

Es war eine der kürzesten Politkarrieren Berlins: Wegen seiner Verwicklung in dubiose Geschäfte mit überbewerteten Schrottimmobiliën ist Justizsenator Michael Braun zurückgetreten. Nach nicht einmal zwei Wochen im Amt. Seine CDU-Freunde haben zwar immer noch „keinen Grund, daran zu zweifeln, dass sich“ der Notar „korrekt verhalten hat“. Das sehen Verbraucherschützer, Opposition und Betroffene aber anders. „Er geht diesen Schritt, um Schaden für Justiz, Verbraucherschutz und den Senat abzuwenden“, meint CDU-Landeschef Henkel. Als es darum gegangen wäre, Schaden von den Käufern der Schrottimmobiliën abzuwenden, hatte man von Notar Braun nichts gehört. **TS**



### Elektromobilität 101 Autos

Große Worte, hehre Ziele – in Sachen Elektromobilität kennt die Bundesregierung keine Bescheidenheit. Bis 2020 sollen hierzulande eine Million Elektrofahrzeuge fahren, heißt es, man wolle weltweit „eine Führungsrolle“ einnehmen. Trotz Fördermilliarden breitet sich die Begeisterung über die surrenden Gefährte aber nur zögerlich aus. In den ersten elf Monaten dieses Jahres wurden gerade einmal 1.808 Elektroautos neu auf deutsche Straßen gebracht, darunter waren ganze 101 Strommobile von Privatleuten, so das Center Automotive Research der Universität Duisburg-Essen. Die Zahl der E-Autos bleibt damit im Vergleich zu den über 40 Millionen Pkw im Promillebereich. **TS**



### Ägypten Befugnisse beschnitten

Der Militär ist entschlossen, Autorität zu wahren. Während die Verfassunggebende Versammlung noch gewählt wird, stehen deren Befugnisse schon zur Disposition. Scharnier zwischen Obristen und Parlamentariern soll bis zur Präsidentenwahl Mitte 2012 ein ziviles Beratergremium sein, das über exekutive Rechte verfügt. Der designierte Wahlsieger, die muslimische Partei *Freiheit und Gerechtigkeit*, will diesem Rat auf keinen Fall beitreten. Man müsse befürchten, dass dem Parlament die Arbeit an einer Verfassung aus der Hand genommen werden soll. Dagegen wenden sich auch Demonstranten, die das Kabinettsgebäude belagern und den Rücktritt von Premier al-Gansuri fordern. **LH**

# 1959 Alte Kameraden

**Zeitgeschichte** Der Fall des Kriminaloberrates Heuser zeigt, wie mühelos NS-Verbrecher an die Spitze bundesdeutscher Sicherheitsbehörden kamen und nach 1945 ihre Karrieren fortsetzen konnten

■ Andreas Mix

Für die Sonderkommission des Landeskriminalamtes Baden-Württemberg ist es am 23. Juli 1959 keine gewöhnliche Festnahme. Der Haftbefehl vom Amtsgericht Karlsruhe richtet sich gegen einen ranghohen Kollegen: Der Leiter des Landeskriminalamtes (LKA) Rheinland-Pfalz, Kriminaloberrat Georg Heuser, ist dringend verdächtig, als Gestapo-Chef von Minsk für den Mord an Zehntausenden Juden verantwortlich zu sein. Widerstandslos lässt sich der Kurgast Heuser im hessischen Bad Orb festnehmen. Er scheint wenig überrascht. Als Leiter des LKA weiß er vom plötzlichen Ermittlungseifer der bundesdeutschen Justiz, die sich jahrelang kaum für die Verfolgung von NS-Verbrechen interessiert hat.

Aber zu diesem Zeitpunkt hat ein Prozess vor dem Landgericht Ulm gegen Angehörige eines Einsatzkommandos wegen Mordes an Juden im deutsch-litauischen Grenzgebiet Öffentlichkeit und Politik aufgeschreckt. Es geht um Massenerschießungen nach dem Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941. Kurz nach dem Ulmer Verfahren wird in Ludwigsburg eine Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen gegründet, um nationalsozialistische Gewaltverbrechen aufzuklären und eine unbequeme Vergangenheit abschließend aufzuarbeiten. Dabei stoßen die Ermittler auf immer neue Tatkomplexe und Verdächtige wie Erich Ehrlinger, der als Führer eines Sonderkommandos der Sicherheitspolizei im Sommer 1941 die Exekution von mehr als 6.000 Juden in Litauen und Weißrussland befehligte. Der Leiter der VW-Vertretung in Karlsruhe beschuldigt in den Vernehmungen seinen ehemaligen Mitarbeiter Heuser schwer: „Wenn ich gefragt werde, wie sich Dr. Heuser zu dem Problem der Erschießungen verhielt, kann ich von ihm nicht behaupten, dass er besonders zurückhaltend war.“

Der Kriminalist Heuser hat wie andere alte Kameraden, die im NS-Staat für Deportationen und Massenmord verantwortlich waren, nach 1945 in den Staatsdienst zurückkehren können. Nur für wenige bedeutet die plötzliche Aktivität der bundesdeutschen Justiz zu-

gleich das Ende dieser zweiten Polizeikarriere. Glimpflich als Heuser kommt sein Bremer Kollege Karl Schulz davon, von den Kameraden liebevoll *Karlchen* genannt. Schulz, der nach Abbruch des Jurastudiums 1932 zur Polizei geht, folgt 1941 Reichskriminaldirektor Arthur Nebe als Adjutant in den „Osteinsatz“. Die von Nebe geführte Einsatzgruppe B exekutiert bis Ende 1941 in Belarus mehr als 45.000 Menschen: Juden, Kommunisten, Kriegsgefangene, Sinti und Roma.

Im Reichskriminalpolizeiamt steigt Schulz zum Gruppenleiter Wirtschaftskriminalität auf. Vor Kriegsende setzt er sich mit anderen Mitarbeitern des SS- und Polizeiapparats nach Norddeutschland ab und wird dank guter Englischkenntnisse bei der britischen Besatzungsmacht angestellt. In der Nachkriegszeit, als der Schwarzmarkt blüht, ist die Expertise eines Wirtschaftskriminalisten gefragt. So stellt die Polizei in Schleswig-Holstein bereits 1947 den ehemaligen SS-Hauptsturmführer ein. Schließlich haben ihn die Briten „entnazifiziert“. Fünf Jahre später steht Schulz als Oberregierungsrat an der Spitze des Bremer LKA. Dann jedoch wird gegen ihn wegen des Einsatzes von Gaswagen ermittelt. Schulz muss zugeben, davon gewusst zu haben, leugnet aber, bei der ersten „Probevergasung“ von Geisteskranken in Mogilew dabei gewesen zu sein. Die Staatsanwaltschaft Bremen schließt 1960 die Akten – Schulz kann acht Jahre später unbehelligt in den Ruhestand gehen.

Auch der Leiter des LKA Niedersachsen, Dr. Walter Zirpins, muss sich wegen seiner NS-Vergangenheit niemals vor Gericht verantworten. Der promovierte Jurist aus Oberschlesien, ab 1927 im Polizeidienst, hat zu den profiliertesten Kriminalisten des NS-Staates gehört und unter anderem nach dem Reichstagsbrand vom Februar 1933 ermittelt. An der Führerschule der Sicherheitspolizei in Charlottenburg schult er Kader von Gestapo und Kripo, ab 1940 leitet er die Kriminalpolizeistelle in Lodz, wo die Deutschen das zweitgrößte Ghetto im besetzten Europa errichten. Diesen Ort des Grauens, in dem fast 200.000 Menschen gequält werden, beschreibt Zirpins in einer NS-Fachzeitschrift als „Zusammenpferchung von Kriminellen, Schiebern, Wucherern und Betrügern“.



Heuser 1962 auf dem Weg zum Koblenzer Schwurgericht

## Legenden und Täuschungen sind das Entree-Billet der NS-Täter in die bundesdeutsche Gesellschaft

Als „entlastet“ eingestuft, bewirbt sich Zirpins 1947 für die Leitung der Kriminalpolizei in Niedersachsen. Zwar zögert das Innenministerium, doch machen sich ehemalige Schüler für den „alten Sherlock-Holmes“ (*Der Spiegel*) stark, so dass Zirpins ab 1951 als Oberregierungs- und Kriminalrat die gewünschte Funktion übernehmen kann. Als die DDR Ende der fünfziger Jahre die westdeutschen Funktionseliten wegen ihrer braunen Vorgeschichte attackiert, gerät auch der als „Gestapo-Präsident“ bezeichnete Zirpins ins Visier. Die aufgrund von Anzeigen eingeleiteten Ermittlungen werden freilich bald eingestellt. Auch nach seiner Pensionierung 1960 bleibt Zirpins aktiv: Er berät Fritz Tobias, Spiegel-Autor und Mitarbeiter des niedersächsischen Verfassungsschutzes, bei dessen Serie über den Reichstagsbrand und schreibt Bücher zur Wirtschaftskriminalität.

Der einzige LKA-Chef, der einer Strafverfolgung nicht entgeht, ist tatsächlich Georg Heuser. Mit zehn Mitarbeitern seiner Minsker Dienststelle von einst muss er sich ab Herbst 1962 vor dem Schwurgericht Koblenz verantworten. „Bei fast allen Angeklagten steht die inkriminierte SS-Tätigkeit von gestern im grotesken Widerspruch zu ihrem reputierlichen Bürger-Beruf von heute“, stellte der *Spiegel* fest. Heuser hat sich nach dem Jurastudium

1939 bei der Kriminalpolizei beworben. Von der Führerschule der Sicherheitspolizei in Charlottenburg, die er als Lehrgangsbester beendet, geht es 1941 zunächst nach Berlin und dann zu Mordeinsätzen ins Baltikum und besetzte Weißrussland.

Nach Kriegsende frisiert Heuser seinen Lebenslauf und schlägt sich mit Hilfsarbeiten durch. Erst 1954 gelingt ihm, ausgestattet mit falschen Zeugnissen, die Rückkehr in den Polizeidienst. Sogar der Dokortitel, den Heuser trägt, hat er niemals erworben, wie das Gericht feststellt. Die Empörung darüber, dass dieser Mann eine Spitzenposition in den Sicherheitsbehörden erschlichen hat, ist indes scheinheilig. Denn Legenden, Täuschungen und Persilscheine sind das Entree-Billet der NS-Täter in die bundesdeutsche Gesellschaft. Wer es wieder in den Polizeidienst geschafft hat, hilft bereitwillig alten Kameraden mit Leumundszeugnissen und Empfehlungsschreiben. So lobt Johannes Hoßbach, persönlicher Referent des BKA-Präsidenten Hans Jess, Heuser 1954 als „eine der wenigen Persönlichkeiten, die in Theorie und Praxis gleichermaßen begabt sind“. Heuser war Hoßbachs Vorgesetzter in jener Einsatzgruppe, die 1944 in der Slowakei Partisanen und Juden jagt. „Von dem, was Heuser heute an Verbrechen in den Jahren 1941 bis 1944 vorgeworfen wird, hat er mir nie etwas erzählt“, beteuert Hoßbach, als Heuser vor dem Schwurgericht Koblenz steht. Dessen Urteil lautet am 21. Mai 1963: Wegen Beihilfe zum Mord an mehr als 11.000 Menschen wird der Angeklagte zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Dezember 1969 wird Heuser vorzeitig entlassen.

„Was sind das eigentlich für Beamte, die heute hinter den Schreibtischen unserer Kripoämter sitzen“, fragte Dietrich Strothmann, der damals für die *Zeit* den Prozess gegen Heuser beobachtet. So genau wissen will es eigentlich niemand. Heuser, Schulz und Zirpins gelten als erfahrene Kriminalisten und sind nun der Demokratie zu Diensten. Von den kriminalbiologischen Leitbildern des NS-Staates haben sie sich stillschweigend verabschiedet und ihre Vergangenheit mit Legenden vernebelt, die bereitwillig geglaubt werden. „Es ist an der Zeit, daß die Polizei mit sich selbst ins Gericht geht“, fordert Strothmann 1962. Es soll noch mehr als 30 Jahre dauern, bis sie dazu bereit ist.

Andreas Mix schrieb an dieser Stelle bereits über den Widerstand des Ehepaars Hampel gegen die NS-Diktatur



Welche Ursuppe hätten's denn gern? Bausteine für Leben gibt es im All vielleicht sogar auch aus Metall **S. 18**

der Freitag | Nr. 50 | 15. Dezember 2011

## Ohne Heldentaten

**Terror** bleibt Terror, aber ein Blick in seine jüngere Geschichte zeigt: Rechte Gewalt à la NSU greift Pop-Elemente in einer neuen Weise auf

■ Georg Seefßen

Ursprünglich mochte Terror eine lineare Kommunikation, oder deren Vernichtung gewesen sein: die „unberechenbare“ Gewalt, die nicht nur einen Gegner vernichtet, sondern als Schauspiel oder Nachricht auch eine Botschaft enthält: Ich bin da, sagt das terroristische Subjekt, kann jederzeit zuschlagen, ihr seid nirgendwo sicher, und: Ich kenne keine Grenzen, möglicherweise auch keine der Moral und der Menschlichkeit.

Angst und Abschreckung können das Motiv für Terror sein, die verrückte Wiederherstellung von Gleichheit in einem asymmetrischen Krieg, die Kränkung des Gegners, ebenso gut aber kann auch die Provokation eines Gegenschlages das Ziel sein, ein grausame Aufforderung, das wahre Gesicht zu zeigen. Aber tief drinnen lauert noch eine dritte Möglichkeit. Das Subjekt will sich durch den Terrorakt erneut erzeugen und, je nach Kultur, in ein Paradies eingehen oder in die Öffentlichkeit der Medien oder in die Geschichte. Und eine vierte, böse und triviale Erklärung gibt es noch: Es gibt Menschen, die Lust auf Terror haben, denen Religion, Ideologie oder Auftrag nur willkommenes Beiwerk sind. Mörder, die ein äußeres System für ihre Mordlust benötigen. Terror gibt es, weil es Menschen gibt, die ihn ausführen, weil es die Mittel zu dieser Ausführung gibt, weil es die Medien zur Übertragung der Ausführung gibt. Das heißt nicht etwa, dass linker Terror gleich rechter Terror ist, dass politischer gleich religiöser Terror ist, dass der invasive Terror einer Selbstverbrennung gleich dem explosiven Terror eines Massenmordes wäre. Im Gegenteil: Jeder Terrorakt hat seine Geschichte, seine Bilder, auf eine verquere Art eben auch seine „Moral“. Das Wort „menschenverachtend“ ist zum Reflex verkommen. Und doch beschreibt es das Geschehen des radikalen Bruchs: Terror ist eine blitzartige Entwertung des Menschen und seiner Diskurse. Unnützlich zu sagen, dass er gedeiht, wo diese Entwertung schon „schleichend“ vorbereitet ist. In Bildern, Erzählungen und Begriffen. Und in einer politischen, ökonomischen und kulturellen Praxis.

### Globale Bilderschleuder

So wie eine Naturkatastrophe einmal den Glauben an eine göttliche Ordnung in der Natur zutiefst erschütterte, so erschüttert der Terrorakt zutiefst den Glauben an eine menschliche Ordnung in Geschichte und Gesellschaft. Man nennt daher den terroristischen Akt auch einen Zivilisationsbruch. Was uns überrascht ist nicht allein, dass Terror so sehr der Normalfall der Konflikte wird wie die Krise der Normalfall der Ökonomie. Vielmehr erstaunt uns bei jedem neuerlichen terroristischen Großereignis, dass es in der populären Kultur so vorgeformt, so erwartet ist. Jedes Mal, und jedes Mal neu, wird dann rasch die eine oder andere Verbindungslinie gezogen, als würde hierzulande Pop so viel erklären wie anderswo eine Religion.

Noch vor dem Terrorismus in Europa kamen die Weathermen aus einem Song von Bob Dylan und wurde ihnen auf Plakaten gehuldigt, die in der Sprache der Marvel-Comics mit einem Hauch der Rauschenberg-Verfremdung die Gewalt zeigten. Der islamistische Terror hat eine eigene, in unseren Augen naive Bildsprache, und in Palästina tragen stolze Väter ihre Kinder mit Plastik-Maschinenpistolen und Bannern, die die Bereitschaft zum Märtyrertod bekunden. Bei der RAF durchdrangen sich politische und popkulturelle Mythologeme so sehr, dass manche den Unterschied nicht



Schnell wird aus den konkreten Gesten des Terrors eine unverbindliche Geste des Pop: Requisiten der frühen RAF

mehr bemerken konnten, aber auch die „Jagd“ auf die verlorenen Kinder wurde nach den Gesetzen der Unterhaltungsindustrie aufgepeppt. Carlos, „der Schakal“, wurde zu einer Thriller-Figur. 9/11 sah man in verblüffender Analogie zur Katastrophenphantasie von Hollywood, und Anders Breivik war das kranke Kind von Computergames, Internet und Mittelalter-Pop, ein Kreuzritter nicht aus der Geschichte sondern der Rollenspiel-Simulation.

Es gibt Methoden, alle diese Bilder und Selbstbilder in der Pop-Kultur übereinander zu legen, etwa die trist-freudianische, eine phallische Wiedergeburt, die perfekte Darstellung des „Todestriebs“, eine andere die heroische Geste, in der sich Einsamkeit und Entfremdung zur Ikone adeln, so, möchte man hinzufügen, wie man es aus dem Kino und den Comics gewöhnt ist.

Jedes Mal tut man überrascht, sucht man nach einem ursächlichen Zusammenhang zwischen der globalen Bilderschleuder, den scheinbar so unverbindlichen Gesten des Pop und der konkreten Geste des Terrors. Die Frage ist, ob es sich um eine Art Ursache/Wirkung-Beziehung handelt, um eine Beziehung von Abbildungen, um eine Art von „Sprache“, oder gar um das, was man einen Diskurs nennen könnte: die Ordnung von möglicherweise chaotischen Elementen zu einer linearen Anordnung der Erklärbarkeiten. Alles, was der Fall ist, setzt sich zusammen aus Bild, Erzählung und Begriff. Wen sollte es wundern, dass sich diese Zusammensetzung in jener Form vollzieht, die universal, reduziert und dynamisch genug ist, um in Echtzeit

**Jeder Terrorakt hat auf eine verquere Art eben auch seine „Moral“**

um die Medienwelt zu wandern. Am Ende wissen wir nicht ob die Medien für den Terror oder der Terror für die Medien bestimmt ist; das eine jedenfalls ist nicht ohne das andere zu denken.

Der Terror der NSU unterscheidet sich von anderen Formen auch des Rechtsterrors, insofern er kein öffentliches Bild abgeben wollte sondern sich in Form eines „Bilderrätsels“ offenbarte, „lesbar“ für bestimmte Szenen und bestimmte Codierungen, unlesbar für die Mainstream-Gesellschaft und ihre Medien. In der Sprache der populären Mythologie handelt es sich also weniger um Terror als um eine terroristisch grundierte Form des Serienmordes, der sein Muster zu erkennen geben möchte und seine Praxis zugleich verschleierte. Die Abbildung dieses Bilderrätsels der Serienmorde aus Mordlust und Rassismus ist daher eine besonders gefühl- und gewissenlose Aneignung von Elementen der Popkultur.

### Wechselseitige Bedienung

Diese Form des Terrors will offenbar nicht auf die Produktion eines heroischen Bildes hinaus, der Mord ist hier schon keine symbolische Tat mehr, sondern eine, wenn man so will, bürokratische, und die Organisation schon wichtiger als das blutige Spektakel. Daher benötigt man nicht einmal mehr eine klassische Bekennergeste. Stattdessen entstehen, mit den Mitteln der Popkultur, Filmcollagen, die nur mehr auf der Entwertung des anderen, des Menschen basieren, nicht mehr auf der Selbsterhöhung. Besonders deutlich wird dies in der Aneignung des *Monopoly*-Spiels für die Selbstdarstellung des rechten Terrors (siehe *Freitag* Nr. 49, S. 1): Es geht eben nicht mehr um den Bruch eines Regelsystems, es geht darum, Spielregeln nach eigenem Sinne zu diktieren. Nicht die Tat, sondern Raster und Serie, Wiederholung und Abschluss sind das Ziel. Eine von vielen Ableitungen daraus ist: Der Terrorist als Subjekt ist austauschbar, es bedarf keiner heroischen, aber auch keiner so widersprüchli-

chen Persönlichkeit mehr wie etwa beim „Berufsterroristen“ Carlos, es bedarf nicht mehr der Übertragung der Pop-Mythen in den Untergrund. Stattdessen benutzt man offenbar gezielt „infantile“ Elemente, den *Pink Panther*, den wir in seinen Animationsfilmen wegen seiner „Ungerührtheit“ schätzen, das „kapitalistische“ Brettspiel, das hinter seinem akkumulativen schon immer einen eliminatorischen Impuls offenbarte.

Die Beziehung zwischen Terrorismus und Pop-Kultur ist stets zugleich strategisch, mythisch und (wechselseitig) „entlarvend“. Das Repertoire und die Form der wechselseitigen Bedienung hat sich auch deswegen erweitert, weil die Ordnung innerhalb der Sprache der populären Kultur ihre Reste von Verlässlichkeit verloren hat. Pop als „Avantgarde“ der populären Kultur (und Schnittstelle zu Kunst und Politik) ist längst nicht mehr verlässlich links, liberal und offen; ob im Turbofolk in Ex-Jugoslawien, im Hate Radio in Afrika oder im Nazi-Rock hierzulande, überall haben nationalistische, rassistische und faschistische Gruppierungen ihre Sprachen im Pop gefunden und dabei auch die Phantasmen für den nächsten Terrorismus geschaffen. Die Beziehung zum Mainstream wird dabei umso wichtiger, je mehr der Terrorismus nach rechts geht. Die Rechte träumt nicht vom Terror als heroischer Tat gegen das System, sondern vom Terror als System. Deshalb verbinden seine Protagonisten ihn auch in ihrer Bildsprache so gern mit dem „Gewöhnlichen“. Rechter Terror sucht sich das offensichtlich schwache Opfer. So wird eine Überlegenheit ohne eigenes Opfer konstruiert, und in der Verwendung der Popkulturelemente ist zu erkennen, dass das Ziel ein kalter Terror ist. Einer, in dem die Gefühle nicht in blutigem Wahn ausbrechen, sondern im Gegenteil einer, indem sie vollkommen zum Verschwinden gebracht werden.

Georg Seefßen ist Mitherausgeber des *Lexikons zur populären Kultur*

### Kulturkommentar

Uta Baier

## Libyen: Schafherden gegen Kunstraub und Zerstörung

Das Auswärtige Amt warnt nicht nur vor Reisen nach Libyen, es beschwört jeden, der so eine Reise derzeit planen sollte, es unbedingt sein zu lassen. Die aktuellen Meldungen unterstützen die Dringlichkeit der Warnungen fast täglich.

Thomas Schuler war trotzdem da. Schuler fährt immer in Krisen- und Kriegsgebiete, wenn die schlimmsten Kämpfe gerade vorbei sind. Denn Schuler ist Präsident der Katastrophenhilfe im Internationalen Museumsverband ICOM. In Libyen war er zusammen mit Kollegen von Blue Shield, der internationalen Kulturerbe-Schutzorganisation. Sie haben 30 Museen und Ausgrabungsstätten gesehen, Unesco-Weltkulturerbestätten ebenso wie Museen, die ihre extra verschweißten Türen erstmals wieder öffneten. Nur in den Süden hat sich Gruppe noch nicht getraut.

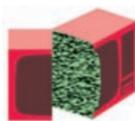
Was Schuler in Libyen sah, hat ihn schwer beeindruckt, denn er kennt die Raubgrabungen von Ägyptern in Ägypten. In Libyen hatte er dagegen den Eindruck, dass die Kulturverantwortlichen gewartet haben, bis endlich jemand kommt, guckt und ein bisschen lobt. Und was er zu berichten hat, kontrastiert wohltuend das Bild der Kulturlosigkeit, das uns die Medien aktuell vom Libyen nach Gaddafi zeichnen. Denn auch wenn diese Bilder voller Gewehre, Soldaten und Zerstörung sind – ihre Welterbestätten, die Museen und Kunstschatze haben die Libyer beschützt. Auch Leptis Magna, die größte erhaltene antike Stadt der Welt und eine der fünf libyschen Unesco-Weltkulturerbestätten. „Schafherden retteten Leptis Magna vor einer Zerstörung“, erzählt Schuler. Der örtliche Antikenverwalter habe Schäfer gebeten, ihre Herden dort weiden zu lassen, wo sonst nur Touristen und Fachleute Zutritt haben. Denn: Wo Schafe sind, da sind auch Hunde, die Diebe vertreiben. Außerdem hielten die Herden die Gaddafi-Truppen davon ab, sich dort festzusetzen und auf dem Rückzug Minen zu vergraben. Die römische Küstenfestung Sabrata hätte ebenfalls leicht zerstört werden können, denn dort verschanzten sich Gaddafi-Truppen. Doch die Rebellen griffen sie nicht an, sondern regelten die Ausgrabungsstätte ab, um die Soldaten „auszuhungern“. Der Plan ging auf, Sabrata blieb unzerstört.

Alles ist natürlich nicht gut, was die Museumsleute aus Libyen berichten. Ein Museumsdirektor aus Misrata wurde verschleppt und ist nicht wieder aufgetaucht. Und aus einem Banktresor wurde der „Bengasi-Schatz“ gestohlen, ein Münzschatz mit 7000 antiken Münzen. Sein Verlust wird von Experten als größter archäologischer Raub der vergangenen Jahrzehnte eingeschätzt.

Der aktive libysche Kulturschutz beeindruckt nicht nur die Museumschützer. Auch viele internationale Stiftungen wollen jetzt helfen. Das westliche, öffentliche Interesse am „arabischen Frühling“ mag angesichts eigener Krisenängste und lokaler Entwicklungen ein wenig abgeklungen sein. Zum Glück aber funktioniert Aufbauhilfe auch, wenn die meisten Kameras schon wieder abgeschaltet sind. „Momentan haben wir mehr Hilfsangebote als Ideen für kulturelle Hilfsprojekte“, sagt Schuler. Auch die USA haben bereits mit aktiver Kulturhilfe begonnen. Die Universität Ohio wird erstmals alle Ausgrabungen in Libyen erfassen und in einer frei zugänglichen Datenbank zusammenstellen. Gute Nachrichten nicht nur für Libyen.

Uta Baier beobachtet für den *Freitag* den Kunstbetrieb

FOTOS: PICTURE ALLIANCE/DPA, VED/FOTOLIA.COM (OBEN)



Medientagebuch

## Fischer-Solms geht – und mit ihm der alte Sportjournalismus

**G**röße zeigt sich auch im Kleinen. In einer Morgensendung des Deutschlandfunks Ende April letzten Jahres präsentierte Herbert Fischer-Solms im Sportblock gegen 7.45 Uhr die sogenannte ARD-Hymne zur Fußball-WM in Südafrika – den Titel *Come back as Heroes*, über den man kaum sagen kann, dass ihm eine größere Wirkung zu Unrecht verwehrt geblieben ist. Zur Ankündigung des Lieds knurrte Fischer-Solms leidgeprüft: „Hat sich wohl nicht vermeiden lassen.“ Dann spielte er den Song an, um ihn nach zwei Takten wieder auszublenden mit der Bemerkung: „Das muss reichen.“ Spaß machte das Lied offenbar nur Christoph Heinemann, dem Moderator der Frühsendung, der den Sportmann mit Blick auf dessen nochmaligen Auftritt eine Stunde später mit den Worten verabschiedete: „Herbert Fischer-Solms, kehren Sie zurück als Held!“

Es mag ein launiges Detail sein. Aber das, wofür Fischer-Solms als prominenteste Stimme der DLF-Sportredaktion steht, lässt sich auch am Umgang mit der öffentlich-rechtlichen Selbstdarstellung zeigen. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, wie anders die beflassenen Frisöre des ARD-Sportfernsehens die eigene „WM-Hymne“ präsentiert haben werden – gut gelaunt, womöglich mit Gewinnspiel, jedenfalls in völliger Verknüpfung der Grenze zwischen Marketing und Journalismus.

Herbert Fischer-Solms verkörpert dagegen einen Sportjournalismus, der ein Bewusstsein von dieser Grenze hat. Die zunehmende Kommerzialisierung des Mediensports hat, fast möchte man sagen: zwangsläufig, eine Gegenreaktion provoziert. Vor bald sechs Jahren traten aus dem Verband Deutscher Sportjournalisten zwei Dutzend Journalisten – darunter Fischer-Solms – aus, die ihren Beruf anders verstanden wissen wollten als die Event-Claqueure der mit viel Geld bezahlten Großereignisse im Fernsehen.

Nun ist „zunehmende Kommerzialisierung“ eine problematische Feststellung. Zum einen ist der Sport seit je ein kommerzieller Mediensport; die Tour de France wurde bekanntlich als Marketingmaßnahme einer Sportzeitschrift erfunden. Zum anderen hat die Kommerzialisierung etwa des Fußballs, deren Synonym eine Einnahmegerührleistungsmaschine wie die Champions League ist, zweifellos zu dessen Professionalisierung beigetragen.

Und doch ist es gut zu hören, dass die Sportredaktion des DLF ihre Arbeit als eine Plattform begreift, die beharrlichen Kritikern eine Stimme verleiht. Schon, weil zum Sport mehr als Fußball gehört, aber auch, weil der Sport mehr als Unterhaltung bietet. Die Sendungen am Wochenende sowie die Sportgespräche zeigen in hoher journalistischer Qualität auf, dass an einem derart komplexen System wie dem Sport auch Geschichte, Politik und Ökonomie interessieren müssen. Einwenden könnte man lediglich, dass der Zusammenhang von DDR und Staatsdoping allmählich verstanden worden ist.

Nach 39 Jahren geht Herbert Fischer-Solms Ende dieses Jahres in den Ruhestand. Vor einer Woche absolvierte er seinen letzten Auftritt am Morgen. Dirk Müller, neben Heinemann der andere große Ironiker des DLF-Zeitfunks, moderierte den Abtritt gebührend mit einer „Eilmeldung aus der DLF-Redaktion“ an, dass „nach Jahren, ach Jahrzehnten“ dies die letzte Sendung mit HFS, wie wir ihn einmal liebe- und respektvoll nennen wollen, gewesen sei. Fischer-Solms verabschiedete sich mit einem nüchternen „Danke“. Mit ihm verlässt den Hörer, nicht lange nach dem stimmlich hochtemperierten Peter C. Fischer, die charmante Gewissheit, dass für die pausenlose Arbeit der Kritik so manche Silbe unartikuliert bleiben musste.

Matthias Dell

Film „Wader Wecker Vater Land“ von Rudi Gaul

## Vom Segen des Älterwerdens



Konstantin Wecker, auf den Wader wartend (hinter Tür 2)

**D**er Liedermacher gehört zu jenen Phänomenen der siebziger Jahre, die heute irgendwie bliamiert dastehen. Künstler, die eine bessere Welt mit der Gitarre herbeisingen wollten – ist das nicht lächerlich? Die Frage sei ihm in all den Jahrzehnten immer wieder gestellt worden, erzählt Hannes Wader am Anfang des Dokumentarfilms *Wader Wecker Vater Land*: „Glaubst du, du kannst mit deinen Liedern etwas verändern?“ Da fällt Konstantin Wecker ihm schon ins Wort, man müsse doch mal die Gegenfrage stellen, und die Ant-

wort hat er gleich parat: „Ohne unsere Lieder hätte sich die Welt verändert! Zum Negativen.“ So kann man das auch sehen.

Die beiden älteren Herren, Mitte und Ende 60, sitzen während dieses Gesprächs in einem Zugabteil. Sie sind gemeinsam auf Tournee. Dokumentarfilmer Rudi Gaul, Jahrgang 1982, begleitet sie. Das klingt nach einem herkömmlichen Konzept. Doch Gaul macht daraus ein Doppelpor­trät, wie man es besser, präziser, anschaulicher, bewegend kaum hätte schreiben können. Weil er die Tugenden des journalistischen Porträts

beherzt. Er hat viel Zeit mit seinen Protagonisten verbracht, das merkt man den entspannten Aufnahmen an.

Das Reden bleibt Wader und Wecker überlassen, einzeln, in ihrer jeweiligen häuslichen Umgebung und gemeinsam auf Tour. Die aktuellen Aufnahmen kontrastiert Gaul auf eine Weise mit Archivmaterial, die den Zuschauer zum Entdecker werden lässt. Wie sich die beiden verändert haben, was sich für beide verändert hat – das wird hier weniger vorgesagt, als es sich der Zuschauer selbst erschließen kann, an-

geregt durch die Reflexionen der Liedermacher über sich und den jeweils anderen.

So hört man Wader nicht unkritisch von sich sagen, er sei ein Eigenbrötler. Die gemeinsamen Auftritte mit Wecker und dessen Entourage fallen ihm sichtlich schwer. Der große Charme des Films aber rührt daher, dass man hier zwei gegensätzliche Temperamente auf herzliche Weise miteinander harmonieren sieht. Der verschlossene Wader und der extrovertierte Wecker, sie scheinen sich zu mögen – anders als ihre Fans es einst für möglich hielten.

Wader, das war mal der Dogmatiker mit Parteibuch, Wecker der Halodri, der sich erst spät zum Linkssein bekennen wollte. Sie haben trotzdem viel gemeinsam, etwa dass sie einmal unter medialer Aufmerksamkeit verhaftet wurden. Beim gemeinsamen Nachdenken über Erfolge und Tiefschläge kommen weitere Parallelen zur Sprache. Wecker wagt es, seinen Weg in die DKP auf „Suche nach einem Hafen“ zu vergleichen.

*Wader Wecker Vater Land* handelt nicht nur von seinen Protagonisten, sondern von etwas Umfassenderem, Allgemeinerem: vom Segen des Älterwerdens. Wader und Wecker sind nicht nur typische Vertreter einer Generation von Junggebliebenen, sondern erscheinen heute so sichtlich humorvoller, ehrlicher, gelassener und deshalb viel interessanter als ihre Alter Egos aus dem Archiv, sodass man die hinzugekommenen Jahre als Bereicherung erlebt.

Das ganze Leben werde anstrengender im Alter, sagt ein nach dem Auftritt bestgelauener Wecker, nur das auf der Bühne nicht, das werde immer schöner. Das habe er auch sagen wollen, es sei ihm nicht rechtzeitig eingefallen, pflichtet ein aufgeräumter Wader bei. „Hannes, es ist schön, mit dir auf Tour zu sein! Große Freude!“, protestiert ihm Wecker zu. „Große Freude!“ wiederholt Wader karg, und der Zuschauer ist ganz bei ihnen.

Barbara Schweizerhof

Ausstellung Gundula Schulze Eldowy im C/O Berlin



## Bis sie nackt im Leben sitzt

Mit den Bildern von Gundula Schulze Eldowy lockt ein verschwundenes Berlin ins C/O im Postfuhramt. Der Weg in die Erinnerung führt aber zunächst vorbei an „Nobles“, „Artists“ und „Performers“ – eine zweite Ausstellung im Haus zeigt die derart geordneten Bilder des Paparazzos Ron Galella. Treppauf steigt man dann hinab ins „Herbstlaub des Vergessens“ (Schulze Eldowy). Ein scharfer, gelungener Kontrast zwischen oben und unten.

*Die frühen Jahre* ist das Scheunenviertel in den Siebzigern und Achtzigern. Die alte Postbotin, die mit Brille und Lupe Adressen entziffert. Lothar, nackt auf dem Schrankbett, über ihm Schnaps, hinter ihm am Kopfende ein um 90 Grad nach links gedrehtes Porträt einer Frau. So liegt sie neben ihm, wenn er ins Kissen sinkt. Die gegebten Gesichter entfesseln die eigenen Erinnerungen an den angrenzenden Kiez: An Kutte, der mit Spaß, Promille und einer Bierflasche auf dem Kopf, aber ohne darum gebeten zu werden, den Verkehr regelte. An den Hausmeister des Altenheims gegenüber, der mit den tiefen Augenhöhlen noch am Leben schon so gestorben aussah. Deren Bilder könnten hier auch hängen, in der Berliner Geschichte aus zerfurchten Berliner Gesichtern.

Die Stadtaufnahmen, dem Verfall überlassene Straßen, unterscheiden sich wenig von den Sujets Bernd Heydens, Roger Melis' oder Gerd Danigels, von denen eben-

falls Bildbände bei Lehmsstedt erschienen sind. Den Unterschied machen die Nahaufnahmen der Menschen im Kiez – rigorose Bilder von Hartgesottene, die letzten Zuckungen eines schwindenden Milieus, um den Begriff doch zu bemühen, denn hier passt er noch. Die Nähe mag daher rühren, dass die junge Fotografin die Verhältnisse ihrer Motive teilte, in erster Linie als Nachbarin, in zweiter als Fotografin. „Man kann nicht in einer Gegend wohnen und systematisch deren Einwohner und die Lebensart ignorieren“, sagt die Künstlerin.

So ließ auch Tamerlan, die welke Schönheit, sie in ihr Leben. Stolz und Not, Wut und Angst – ablesbar an Falten, Blick, Haltung. Die alte Dame schreibt der Fotografin einsame Zeilen aus dem Krankenhaus – „Wenn du mein gutes Menschlein mir nicht vergessen hast“ – und wird von Bild zu Bild immer weniger, bis sie schließlich ohne Beine nackt im Leben sitzt.

Nackt sind viele. Die Akte sind Zeugnisse jener Natürlichkeit des Nacktseins, über die man kaum noch schreiben mag, weil sie zum Klischee verkommen ist. Die Serie *Der große und der kleine Schritt* aus den letzten Jahren der DDR verweigert Distanz. Es sind teils Motive ohne Gnade, in Farbe und dadurch viel näher als das Schwarz-Weiß. Heute sieht man dem Damals an, dass etwas an sein Ende kam: „Diesmal löst sich eine ganze Welt auf. Nicht nur ein Land. Die Auflösung (...) greift in jedes einzelne Leben“, steht an der Wand.

Der Heimweg über den Hackeschen Markt und durch ebenjenes Scheunenviertel. Der Rückschritt ins Jetzt wird auch begleitet von „Nobles“, „Artists“ und „Performers“. Kaum Grau und keine Narben mehr sichtbar. Und doch ist das nur die vorläufige Antwort auf den Wandspruch, den Schulze Eldowy dokumentiert hat: „Und was soll aus uns werden?“ Irgendwann bröckelt der Putz auf diesen Mauern wieder. „Hier hält sich nichts lang. Alles geht in kurzer Zeit sang- und klanglos unter“, sagt die Fotografin der schönen, schonungslosen Bilder dieser Gegend. Conrad Menzel

**Die frühen Jahre.** Gundula Schulze Eldowy C/O Berlin, bis 26. Februar. Von ihr bei Lehmsstedt erschienen: *Berlin in einer Hundennacht*, 29,90 €

Lauschangriff

## Technik durch Fortschritt

**N**iemand wird bestreiten, dass die Wurzeln des Jazz schwarz sind. Niemand stellt in Abrede, dass seine Geschichte von schwarzen Musikern geprägt worden ist. Doch der Schwarz-Weiß-Gegensatz ist längst aus dem Zentrum der Entwicklung dieser Kunstform herausgerückt und hat Platz gemacht für andere Dichtomien, die das Bild des Jazz der Gegenwart zu einem weit vielfältigeren, widersprüchlicheren Gebilde machen, als in seiner Kindheit.

Da ist der Gegensatz zwischen den bewahrenden Kräften, die das Erbe des Jazz zu konservieren trachten, auf der einen und den Grundlagenforschern auf der anderen Seite, denen keine Gewissheit endgültig ist und die jeden einzelnen Parameter des Musizierens auf den Prüfstand stellen – das Klangbild, die rhythmische Qualität des Swing, die formalen Rahmen der Blues- oder der Liedform, die tonalen Konventionen, die blaue Abfärbung einzelner Töne oder die Integrität des improvisierten Chorus.

Da ist weiterhin die Frage nach der richtigen Bewegungsweise, ternär schwingend oder mit binärer Wucht? Zudem ist der Jazz längst eine globalisierte Musik: Im Mutterland selbst treten in den letzten Jahren vermehrt Musiker auf, deren Eltern in den Sechzigern und Siebzigern aus Südasien in die USA eingewandert sind und die Improvisationskultur des Jazz mit musikalischen Elementen aus den Herkunftskulturen ihrer Vorfahren verknüpfen.

Und Amerika hat Konkurrenz bekommen, was die führende Rolle in Sachen Jazz angeht. Der Übertritt der Kunstform in die heiligen Hallen des „Schönen, Guten, Wahren“ und deren gleichzeitige Nobilitierung durch die Gründung von akademischen Ausbildungsstätten haben eine veränderte Jazzlandschaft geschaffen. Während Wynton Marsalis mit dem finanzkräftigen Lincoln Center im Rücken im Alleingang das

Erbe in die Vitrinen packt und die museale Traditionspflege auf dem erforderlich hohen künstlerischen Niveau betreibt, ist Amerika zurückgefallen im Wettbewerb der neuralgischen Orte, an denen der Jazz seine Impulse erhält. Natürlich ist aufgrund der einzigartigen Häufung von Musikern noch immer New York die Stadt der Städte, aber in Übersee, in Europa etwa in Norwegen, Italien und Frankreich, haben sich längst Zentren gebildet, die den aktuellen Jazz zu einer Weltmusik im eigentlichen Sinne machen.

Eine Geschichte, die länger dauert, gestattet größere Freiheiten: Potenziell ist jetzt viel mehr möglich. Potenziell hat der Jazz die Schranken der Segregation übersprungen, und das Material, aus dem sich die Musiker bedienen, ist vielfältiger geworden. In allen Teilen der Welt arbeiten Musiker an neuen, aufregenden Spielweisen des Jazz.

Bisher geschieht das weitgehend unter Ausschluss der großen Öffentlichkeit, doch wird sich das ändern in dem Maß, wie junge Musiker in den verschiedenen Brennpunkten der Musik, in Berlin oder Oslo, in Paris oder Chicago, in Tokyo oder New York, auch daran arbeiten, ihre Ausstrahlung zu bündeln – und Events zu schaffen wie das neue „Winterjazz Köln“ an einem Abend im Januar. Wo solch eine kollektive Konzentration gelingt, wo auch über musikalische Ideen gestritten wird, da ist der Jazz möglicherweise lebendiger als je zuvor.

Stefan Hentz

**Winterjazz Köln** am 13. Januar 2012 im Stadtgarten Köln zum ersten Mal mit: Christian Thomé Trio, Christina Fuchs „No Tango“, Jens Düppe Trio, Florian Weber Trio, Angelika Niescier Quartett „sublim“, Laia Genc „Laison Tonique“, Clemens Orth Trio, André Nendza Quintett, Tobias Christl „Wildern“, Anne Hartkamp Quintett, Ulla Oster „anime“, Peter Kahlenborn Trio



FOTO: W. GEIERSBERGER/HEUGA LADE FOTOGENTUR/DPA

Das Dorf Hallstatt können „die Chinesen“ zwar nachbauen, nicht aber seinen Kontext: die Berge, den See und die Geschichte

# Die Hallstatt-Kopie

**Plagiatsinnovation** Gilt nicht bei Doktorarbeiten, wohl aber für eine Ökonomie von unten: Das chinesische „Shanzhai“ ist ein Nachmachen, bei dem das Original lokal verbessert wird

■ Vera Tollmann

In diesem Jahr gingen zwei Fälle durch die Medien, die in der Welt des Plagiats eine neue Größenordnung zu markieren schienen. Zum einen waren die Pläne eines chinesischen Unternehmens publik geworden, eine Kopie des österreichischen Weltkulturerbe-Dorfes Hallstatt in China als *gated community* zu errichten. Zum anderen sorgten Fotos von gefakten Apple-Shops für Aufregung. Eine markentreue Konsumentin aus den USA hatte die Geschäfte in der südchinesischen Stadt Kunming entdeckt und Fotos in ihrem Blog gepostet.

Interessant ist nun, mit welchen Akzenten die beiden Fälle diskutiert werden. Über das Vorhaben der chinesischen Firma, alpine Traditionsarchitektur fern der Alpen vermarkten zu wollen, klagten die meisten Berichte. Dabei ist diese Form von Architektur nicht neu, immer wieder wurden nach dem Disney-Prinzip berühmte Bauwerke kopiert. Die Kritik an den Hallstatt-Plänen der Chinesen ging über einen „Fall

von Architekturspionage“ hinaus, wurde mit einem „mulmigen Bauchgefühl“ verbunden oder als unoriginell abgetan – schließlich sei auf Kuba schon im 20. Jahrhundert eine Kopie des Washingtoner Kapitols gebaut worden.

Lediglich die Tourismusbeauftragte von Hallstatt selbst dachte chinesisch. Sie erkannte das Potenzial und begrüßte das Bauvorhaben als kostenlose Werbung fürs Original. Ein in Hallstatt ansässiger Gastronom sprach zudem davon, dass sein Gasthof bereits in den achtziger Jahren in Japan kopiert worden sei. Zu dieser Zeit boomte die japanische Wirtschaft wie heute die chinesische. Was deutlich macht, dass das „Kopieren“ keine chinesische Erfindung ist, sondern vielmehr die Idee der Kopie in der asiatischen Kultur einen anderen Stellenwert hat als hierzulande: Sie ist schon bei Konfuzius eine Geste der Wertschätzung. Deswegen überrascht es nicht, dass schon das Vokabular komplexer ist, um zwischen verschiedenen Kopien zu unterscheiden. Dem an Autorschaft und Autorität gewöhnten Europäer fällt es dagegen schwer, die andere kulturelle Perspektive einzunehmen.

Das Verblüffende an jeder neuen Kopie ist nämlich, dass die Betroffenen sich vorstellen, ihr Ort oder ihr Produkt würde sich exakt kopieren lassen – ganz so, als spielte der Kontext von sozialen, ökologischen und kulturellen Faktoren für die Wahrnehmung eines Ortes oder eines Produkts keine Rolle. Einen Ort gestalten nicht nur Bauherren, sondern auch die Spuren der Zeit, die auch beste Restauratoren nicht imitieren können. Selbst perfekt rekonstruierte Innenstädte wie die von Gdansk wirken kalt und glatt wie ein 3D-Rendering.

## Sixpack-Pyramide

Weil es nun in Boluo, dem künftigen Standort der Hallstatt-Kopie keine hohen Berge gibt und weitaus mehr Menschen in die neue Siedlung ziehen sollen, als das Originaldorf Einwohner hat, sieht das chinesische Unternehmen die Gefahr der Ununterscheidbarkeit nicht. Für die Bauherren ist der Hinweis auf das Original ein Verkaufsargument, da mit der Behauptung westlichen Lebensstils chinesische Käufer Exklusivität verbinden.

Zum Zusammenhang von Unesco-Weltkulturerbe und Tourismus hatte der Künstler Cyprien Gaillard kürzlich in den Berliner Kunst-Werken türkische Efes-Bier-Sixpacks zu einer Pyramide gestapelt und die Ausstellungsbesucher eingeladen, hinaufzuklettern und sich zu bedienen. Damit fragte Gaillard ironisch nach dem, was übrig bleibt, wenn der Massentourismus einen Ort erreicht. In dem Sinne lohnt die Frage, wie viel Hallstatt von Hallstatt geblieben ist, seitdem es das Unesco-Label trägt.

Wen weiterhin ein Unbehagen angesichts der Vervielfältigung westlicher Architektur-Stereotype in China beschleicht, der sollte sich die Bauschilder für neuere Investorenprojekte in Berlin ansehen. Für die „Kronprinzengärten“ etwa wird internationaler Chic mit bürgerlichen Werten kombiniert: Infinity Pool, französische Fenster, Gramofon und Pferdekutsche bilden Accessoires einer elitären Fantasie von der „Historischen Mitte“ (zuvor Stadtmitte, City Ost).

## Autos zur Batterie

Anders verhält es sich dagegen mit den gefakten Apple-Geschäften. Sie gehören zu keiner globalisierten Immobilien-Mode. Unter der Überschrift „Are you listening, Steve Jobs“ hatte die beflissene Amerikanerin die Shops an den Herstellergott verraten. Nur kleine Abweichungen wie die Schaufenster-Beschriftung „Apple Store“ und der schlechte bauliche Zustand der Läden hatten die Bloggerin mit Namen Bird-Abroad skeptisch werden lassen. Sonst stimmt alles: die Holzart der Einrichtung, das Blau der Verkäufer-Shirts. Material und Funktionen der Produkte sowieso.

Der in China lebenden Amerikanerin war dabei ein zentraler Begriff des chinesischen Kopierverständnisses durchaus geläufig: Shanzhai. So erklärte sie nach der Meldung an Apple, dass Shanzhai für Fake, Konterfei steht. „Manche haben sogar gesagt, dass Apple die Shanzhai-Läden verdient habe, da die Produkte absurd teuer sind, obwohl sie direkt hier in China hergestellt werden.“ Weiter gedacht hätte man in den nicht-lizenzierten „Apple Stores“ das nächste Level für die chinesische Shanzhai-Telefonindustrie erkennen können: Die nachgemachten Läden vervollständigen das Marketing für die in China erfolgreichen Fake-Produkte.

Zurückzuführen ist dieser Erfolg auf das chinesische Ministerium für Industrie und Informationstechnologie, das im Oktober 2007 die Lizenzvergabe für portable Geräte wie Mobiltelefone aufgehoben hatte. Ungefähr zu dieser Zeit hatte die taiwanische Firma MediaTek den All-in-one-Handychip erfunden, was zu einer extremen Senkung der Produktionskosten führte. Die kleinen und flexiblen Shanzhai-Firmen begannen, sich die Kosten für Forschung und Entwicklung zu teilen – das Spezifische an diesem Produktionsmodell ist, dass Technik als Open Source behandelt wird. So kommt es, dass schon bei kleiner Stückzahl Gewinne verzeichnet werden können.

Zur Produktpalette gehören bei Shanzhai Spaßgeräte wie Zigarettenschachtel- oder Apfeltelefone; das Design ironisiert selbst die Welt des Fakes. Shanzhai-Produkte können so erfinderisch sein, weil sie nur auf einen Nischenmarkt abzielen, während die internationalen Marken für den Massengeschmack produzieren.

Nicht nur Telefone gibt es als Shanzhai, sondern auch Elektroautos für 2.000 bis

3.000 US-Dollar. Die Firma BYD Auto (Build your Dream) etwa war zuerst mit der Entwicklung von Autobatterien erfolgreich. Der Investor Warren Buffet kaufte sich im Jahr 2008 mit einer großen Summe ein. Inzwischen gibt es verschiedene Elektroautomodelle zur Batterie. Produziert wird in Shenzhen, der Hauptstadt der Elektronikhersteller, ob für den westlichen Markt oder den Shanzhai-Markt. Verkauft werden die Autos vor allem in kleinen Städten in den Provinzen Shandong oder Anhui, fernab der politischen Kontrollzentren und Lizenzvergabestellen. So erklärt sich auch der Name Shanzhai, was wörtlich übersetzt „Bergdorf“ oder „Bergfestung“ bedeutet. Shanzhai-Firmen zielen auf die weniger entwickelten Binnenmärkte, ländliche Regionen und drittrangige Städte ab.

Die Anpassung an lokale Bedürfnisse beschreibt das Shanzhai-Phänomen am treffendsten. So unterscheiden sich die nachgemachten Geräte von Markentelefonen durch für den lokalen Gebrauch relevante Funktionen. Mit einer eingebauten Lampe können etwa Geldscheine auf Echtheit geprüft, mithilfe einer anderen Anwendung chinesische Schriftzeichen handschriftlich eingegeben werden. Solche Innovationen

## Shanzhai bedeutet „Bergdorf“ und ist für ländliche Regionen da

haben mittlerweile zum umgekehrten Fall von Plagiiung geführt: Ein großer Mobiltelefonhersteller hat technische Merkmale eines Shanzhai-Produkts übernommen wie die Steckplätze für zwei Sim-Karten. Zwei Sim-Karten braucht in China, wer zwischen verschiedenen Provinzen und damit Vorwahlgebieten unterwegs ist, Wanderarbeiter etwa.

Die Pointe der chinesischen Kopie ist also eine ökonomische. Wurde Shanzhai in westlichen Medien zuerst kulturell als subversive Geste gegenüber staatlichen Autoritäten gelesen, hat es heute durch den Open-Source-Gedanken, chinaspezifische Anwendungen sowie das hohe Produktionstempo seine internationale Strahlkraft im Wirtschaftssektor entfaltet. Die Revolution von Shanzhai besteht darin, dass gewöhnliche Leute Technologien benutzen können, die nur eine Elite bezahlen kann, weil Shanzhai die globale Produktion lokalisiert. Solange es für die überbezahlten westlichen Originalprodukte an Kaufkraft mangelt, so lange lebt der Schatten-Markt. Und je weiter sich die Shanzhai-Produkte vom Ausgangsprodukt entfernen, desto eigenständiger geraten die Kopien – bis sie den Status von Originalen erreichen. In einem westlichen Sinne.

Vera Tollmann ist freie Autorin und Kuratorin. Zuletzt veröffentlichte sie: *China. Der deutschen Presse Märchenland 2* (veratollmann.net)

ANZEIGE

## Wenn Fischer Investmentbanker sein möchten ...

freitag.de  
Buch der Woche



Von Island nach Griechenland, Irland und Deutschland: Das neue Buch des internationalen Bestseller-Autors Michael Lewis (»The Big Short«) ist eine Reise durch die Welt im Finanzchaos. Lewis deckt auf, wie leicht verfügbares Geld, aberwitzige Tricks und ein erschütternder Mangel an Kontrolle die europäischen Finanzen an den Rand des Abgrunds trieben.

»In »Boomerang« wird die europäische Schuldenkrise nicht nur verständlich, sondern auch faszinierend.« *New York Times*

248 Seiten. Gebunden. € 24,99

**campus**  
Frankfurt · New York



Orford Ness, Suffolk, England. „Mit jedem Schritt, den ich tat, wurde die Leere in mir und die Leere um mich herum größer und die Stille tiefer.“ (W. G. Sebald, „Die Ringe des Saturn“)

FOTOS: TOBIAS HERING, GATTON/LEEMAGE/DPA (UNTEN)

ten zu lassen. Am Ende mancher Sätze Sebalds muss man innehalten und zurückblicken, und man wundert sich dann, wie man im Verlauf eines Gedankengangs derartige Weiten zurücklegen konnte. Sebalds Sprache hat etwas Landschaftliches, nicht nur wegen ihrer Bildwelt, sondern auch wegen der topografischen Struktur, die sie der Erinnerung gibt. Ich bin mir sicher, dass jede Leserin Sebalds Bilder von mäandern den Landschaften und aufgetürmten Panoramen im Kopf hat, von denen sich nie genau sagen lässt, wie sie entstanden sind.

## Am Ende mancher Sätze Sebalds muss man innehalten und zurückblicken

Eine solche Topografie findet man etwa im Büro der Flaubert-Expertin Janine Rosalind Dakyns, das Sebald auf den ersten Seiten der *Ringe des Saturn* beschreibt. Auf deren Schreibtisch „war im Verlaufe der Zeit eine richtige Papierlandschaft mit Bergen und Tälern entstanden, die inzwischen an den Rändern – so wie ein Gletscher, wenn er das Meer erreicht – abbrach und auf dem Fußboden ringsum neue, ihrerseits unmerklich gegen die Mitte des Raumes sich bewegende Ablagerungen bildete.“

An diese Papierlandschaft erinnerte ich mich, als ich vor einiger Zeit an einem regnerischen Augusttag in Norwich war und mich spontan entschlossen hatte, einen Bus mit dem Fahrtziel „University“ zu besteigen. Da das Kondenswasser an den Scheiben die Sicht raubte und ich es bald aufgeben hatte, mir mit dem Ärmel ein Guckloch frei zu wischen, las ich noch einmal diese Passage. Meines Wissens gehört sie zu dem ganz Wenigen, das sich in Sebalds Büchern findet über den Ort, an dem er ab 1988 gelehrt und gearbeitet hatte.

### Nach innen gekehrtes Lachen

Der Campus der University of East Anglia ist ein aufgeräumter Ort, der dem äußeren Anschein nach wenig gemein hat mit den verschachtelten Schauplätzen und unstenen Heimstätten der Sebaldschen Prosa. Es gibt, so wurde mir gesagt, auf dem Gelände einen Gedenkplatz für Sebald, eine Sitzgruppe um eine Blutbuche, ich fand sie jedoch nicht. Meine an diesem Tag in Norwich beginnende Wanderung war der nicht ganz leichte Versuch, den Spuren der Sebaldschen Erzählung zwar zu folgen, mein eigenes Gehen jedoch nicht zu einem pilgernden Abflauen von Wegmarken werden zu lassen. Tatsächlich empfand ich dieses Abenteuer dann als eine Art blinden Austausch über die Zeit hinweg, für den ich etwas später eine Beschreibung in Sebalds eigenen Worten fand, und zwar in seinem literarischen Debüt *Nach der Natur*. Der zweite Teil dieses nach Art eines Tryptichons aufgebauten Prosagedichts ist dem Naturforscher Georg Wilhelm Steller gewidmet. Auf einem Landgang in Alaska erlebt Steller „in einer aus Fichtenstämmen zusammengefügt Behausung“, so Sebald, „die Wirkung verlassener Dinge in einem fremden Raum. Ein kreisrundes Trinkgefäß aus geschälter Rinde, einen mit Kupfererz durchsprinkelten Wetzstein, ein fischköpfiges Paddel und eine Kinderrassel aus gebranntem Ton sucht er mit Vorsicht aus und hinterlegt statt dessen einen eisernen Kessel, eine Schnur mit bunt aneinandergereihten Perlen, ein Fetzen bucharischer Seide, ein halbes Pfund Tabak und eine chinesische Pfeife. An diesen schweigsamen Handel erinnert sich noch nach einem halben Jahrhundert, wie aus einem Bericht des Commandeurs Billings hervorgeht, einer der Bewohner dieser abgesonderten Gegend mit einem raschelnd nach innen gekehrten Lachen.“ Diese Begegnung mit den Dingen eines Anderen ist ein eigentümlich unbewerteter Moment, da er nicht unter der Knute des Tauscherts stattfindet. Das Wertvolle an dem von Sebald beschriebenen Handel sind nicht die getauschten Gegenstände, sondern das Lachen dessen, der sich ein halbes Jahrhundert später daran erinnert.

Tobias Hering ist seit 2008 mehrfach auf Sebalds Spuren durch Suffolk gewandert

# In Sebalds Landschaft

**Rambling** Vor zehn Jahren starb der Schriftsteller und Kritiker W. G. Sebald. Es ist an der Zeit, seinen Spuren nachzugehen, nachzuwandern

■ Tobias Hering

In einem Text über Bruce Chatwin verband W. G. Sebald einmal die Anerkennung für dessen Biografen Nicholas Shakespeare mit einem für ihn nicht untypischen Seitenhieb gegen den deutschen Literaturbetrieb. „In unserem vom guten Durchschnitt bestimmten Land, in dem die Kunst der Lebensbeschreibung in niedrigem Ansehen steht“, schreibt Sebald, gebe es niemanden, der zehn Jahre auf den Spuren eines Anderen ginge, wie es Shakespeare getan habe, „in den Vororten von Birmingham, in London, im walisischen Grenzland, auf der Insel Kreta und dem Berg Athos, in Prag, in Patagonien, in Afghanistan, Australien und im dunkelsten Afrika, um die Zeugen aufzusuchen, die berichten konnten von diesem wie ein Komet an ihnen vorübergezogenen Menschen.“

Zehn Jahre ist es nun her, dass Sebald durch einen Autounfall in der Nähe seines Wohnortes Norwich in England ums Leben kam. Auch von ihm lässt sich sagen, was er Chatwin bescheinigt, dass er nämlich „nach jedem Maßstab außergewöhnliche“ Bücher hinterlassen hat. Meines Wissens hat sich noch niemand aufgemacht, um Sebald die gleiche Referenz zu erweisen wie Shakespeare Chatwin. Man müsste wohl im Allgäu beginnen, dann nach Fribourg und sodann nach Manchester sich begeben, man müsste Belgien, Korsika, Marienbad und Theresienstadt besuchen, Abstecher nach Biel, Bern, München und Bamberg machen und sich viel Zeit vor allem für den Südosten Englands nehmen, für die Gegend um Norwich und die Grafschaft Suffolk.

Breitgezogene Keile wabern am Himmel wie ein Spiegelbild auf unruhigem Wasser. Die Gänse kommen zurück. Bevor man empor blickt, hört man ihre ächzenden Rufe. Sie sind zu früh, denke ich, was wollen die schon wieder hier? An umgegrabenen Feldern vorbei führt der Weg an ein breites Flussbett, in dem sich das Wasser zur Ebbe in einige Furchen verloren hat. Ein paar

Vögel hocken im Schlick oder staksen die Schwemmlinie nach Essbarem ab. In einigen Stunden wird die zurückkehrende Flut den Blick fast vollständig ausfüllen, und in ein paar Wochen werden die Zugvögel zurückgekehrt sein ins Schilf und in die Büsche und Hecken und Baumkronen. Auf den Feldern werden Zwiebeln wachsen und Möhren und Erbsen für die Tiefkühlindustrie in Lowestoft. Wenn ab Mai die Traktoren ihre Bahnen fahren, riecht es in Suffolk überall nach Gemüse. Am Rand mancher Felder hält sich über den ganzen Winter ein schwacher Zwiebelduft und man muss nicht tief buddeln, um die übrig gebliebenen Möhren der Herbsterte aus der roten, sandigen Erde zu holen. Essen kann man die allerdings nicht. Innerhalb weniger Stunden schlüpfen aus ihnen die Fliegen.

### Nichts Erhabenes

Im Sommer 1992 machte sich W. G. Sebald auf eine Fußreise durch diese Landschaft. Drei Jahre später kam *Die Ringe des Saturn* heraus, eine assoziative Erzählung, die auf dieser Wanderung beruht und die bis heute das meistgelesene Buch des deutschen Exilanten in seiner Wahlheimat England ist. *Die Ringe des Saturn* ist jedoch keine Reisebeschreibung, sondern eher das Journal einer mäandernenden Recherche in Archiven, Enzyklopädien und Biografien, die sich teils wohl an diese Wanderung anschloss, teils ihr vorangegangen war. Die Landschaft wird in diesem Buch zu einer Keilschrift, in der Sebald eigene Erinnerungen, unbekannte Genealogien und vor allem die sichtbaren und unsichtbaren Spuren der

Zerstörung liest, von der letztlich alle seine Bücher handeln.

An der Landschaft in Suffolk ist nichts Erhabenes, nichts, das einen aus den Angeln höbe. Alles ist flach und weit, auf Augenhöhe und zu Fuß zu erreichen. Allenfalls die meterhohen Hecken kommen dem Blick bisweilen in die Quere. Seit Jahrhunderten fassen sie die Felder ein und säumen die Straßen und Wege. Sie bilden ein festes Spalier, aus dem einem unsichtbare Vögel spöttische Fragen zurufen. Über kurz oder lang jedoch findet sich ein grünes Schild mit der Aufschrift „Footpath“ oder „Bridle Way“, das einem eine Lücke weist. Wenn man länger in der englischen Landschaft herumläuft, werden einem diese Schilder vertraut und verlässlich. Sie gehören zur Geschichte des auf der britischen Insel verbrieften „Right to Roam“, des Rechts eines jeden, sich ohne Hindernisse zu Fuß durchs Land bewegen zu können.

Je mehr das Land zu Grundbesitz wurde, desto mehr wurde dieses Recht zu einem Konfliktfeld für Grundsätzliches. Es kollidieren hier zwei Tendenzen der liberalen Tradition, das Recht auf Eigentum und die Bewegungsfreiheit. Beide richteten sich einmal gegen die absoluten Machtansprüche der Monarchie. Bald jedoch geriet die gefräßige Freiheit der Landbesitzer in Clinch mit der knapper werdenden Freiheit derjenigen, die nichts besitzen außer ihrer Arbeitskraft, und die sich zu deren Erhalt wenigstens sonntags eine Weile die Füße vertreten wollen. Wo ihnen auch dies verwehrt wurde, kam es spätestens seit der Wende zum 20. Jahrhundert zu Handgreiflichkeiten. Zu einem Meilenstein dieser

Auseinandersetzung wurde der „Mass Trespas“ am Kinder Scout, einem Hochplateau zwischen Sheffield und Manchester. Am 24. April 1932 verabredeten sich dort einige hundert Arbeiterinnen und Arbeiter zu einem Akt kollektiven Ungehorsams, der in nichts weiter bestand, als einen Spaziergang zu machen, und dem noch heute mit einem jährlichen „Forbidden Britain Day“ gedacht wird.

„To ramble is to wander in mind or discourse, to be desultory, incoherent or delirious, but also to go as fancy leads, to wander the countryside, to walk for pleasure“, heißt es in einer kleinen bei Freedom Press in London erschienenen Schrift, die sich der Geschichte des *Right to Roam* widmet und allerlei Tipps gibt, wie man sich dieses nimmt, wenn es einem verwehrt wird. Das „Rambling“, das lustvolle Streunen und richtungslose Herumwandern, hat seine sprachliche Entsprechung im freien Assoziieren und sinnfreien Reden. Es ist wohl kaum verwunderlich, dass der Erzähler in *Die Ringe des Saturn* zu Beginn seiner Wanderung „gleich einem Strauchdieb über die Mauer klettern und sich durch das Dickicht kämpfen“ muss, um den Park des Adelssitzes von Somerleyton zu erreichen. Das Ignorieren von als Zierde getarnten Barrieren gehört zum Temperament eines Ramblers ebenso wie eines freien Geistes. Man tut Sebald kein Unrecht, wenn man im Kern seines Schreibens eine Spannung am Werk sieht zwischen dem Versuch, der Statik von Sätzen und Sinnkonstruktionen bis an den Schwindel erregenden Rand ihrer Tragfähigkeit zu folgen, und dem gegensätzlichen Antrieb, den Erzählfluss über die Ufer tre-

### Der Ausgewanderte

W. G. Sebald wurde am 18. Mai 1944 im allgäuischen Wertach geboren. Nach dem Studium der Literaturwissenschaft wanderte er 1966 nach England aus. Sein literarisches Debüt *Nach der Natur* erscheint erst 1988. Auch aus der eigenen Erfahrung heraus, der Heimat den Rücken gekehrt zu haben, entwickelt Sebald seine

literarischen Motive. Dazu zählen das Trauma der Fremde, das deutsch-jüdische Verhältnis und allen voran das Vergessen, vielmehr das Erinnern als Aufgabe der Literatur, die er als Träger des kollektiven Gedächtnisses versteht. An dieser Sichtweise der Funktion von Literatur entzündet sich schließlich auch die



größte Kontroverse, die Sebald in seinem literaturwissenschaftlichen Schaffen entfacht hat.

In *Luftkrieg und Literatur* mahnt er 1999 an, dass die Schriftsteller, die zugleich Zeugen der Bombenangriffe auf deutsche Städte in den Kriegsjahren 1942 bis 1945 waren, eine kollektive Amnesie befallen habe.

Er beanstandet, dass es kaum anschauliche, literarische Aufarbeitung der Ereignisse in jenen Bombennächten gäbe. Seit 1970 lehrte er an der University of East Anglia in Norwich, 1988 wurde er Professor für Neuere Deutsche Literatur an der University of East Anglia. W. G. Sebald starb am 14. Dezember 2001 bei einem Autounfall in England. cm

# Lyrik, Litanei, Literaturbetrieb

**Underground** Neues von der Berliner Anti-Latte-Front: Ein Band mit Gedichten von Kai Pohl und Clemens Schittko voller Wut und Selbstironie

■ Marion von Zieglauber

Der Titel des Bandes löst etwas beklemmende Gefühle aus, man assoziiert KZ und Funktionshäftling, doch bei *da kapo mit CS-Gas* sind die Initialen der Autoren Kai Pohl und Clemens Schittko am Werk. Und das *da kapo*, das „von vorn“, nimmt die Geschwindigkeit und Angriffslust der Texte vorweg.

An jedem Seitenrand sind die Anfangsbuchstaben beider Autoren vermerkt, damit sich der Leser besser orientieren kann, doch nach einigen Gedichten ist die Federführung der beiden Autoren leicht differenzierbar. Die Lyrik ist gesellschaftskritisch und politisch, wobei sich Clemens Schittko mehr der Gesellschaftskritik und Kai Pohl mehr der Politik widmet.

Schittkos Biografie ist gleichzeitig sein erstes Gedicht: *geboren 1978 in Berlin / DDR, / ausgebildeter Gebäudereiniger / und Verlagskaufmann, abgebrochenes Studium / der Literatur-, Musikwissenschaft / und Philoso-*

*phie, / arbeitete u. a. / als Fensterputzer und Lektor, / keine nennenswerten Veröffentlichungen / im Zeitschriften-Over- und Underground / und die ihm nicht verliehenen / Preise und Stipendien / häufen sich beträchtlich, / lebt in Berlin (Friedrichshain).*

Zu schreiben begann Schittko mit 15, doch erst zu Beginn des neuen Jahrtausends veröffentlichte er seine Texte, die sprachexperimentell und von der Prenzlauer-Berg-Lyrik der damaligen Zeit und ihren Koryphäen Stefan Döring, Eberhard Häfner und Johannes Jansen beeinflusst waren. Bereits mehrere Gedichtbände sind von ihm in undogmatischen Verlagen erschienen, 2010 gewann er den lauter-niemand-Preis für politische Lyrik.

Schittkos Texte sind inhaltlich ausgerichtet und zielen vor allem darauf, verstanden zu werden. Dabei fragt sich der Autor beim Verfassen seiner Zeilen in der mitternächtlichen Ruhestörung durch die Nachbarn: *Wird dort noch eigenständig / miteinander geschlafen / oder (auch) schon / ein Pornofilm geschaut?* Er vergleicht den Durchschnittssex des Deutschen mit der Länge einer Single-Auskopplung, die es in die Musikcharts geschafft hat, und zieht den Schluss, dass sich deshalb der Begriff Popsong entwickelt haben muss. Neben diesen humoristischen Episoden befasst sich das Gros seiner Gedichte mit dem Literaturbetrieb. Dabei stellt er immer wieder das System, die Schreibbedingungen und sich selbst infrage und be-

antwortet den Zweifel, *Warum sich dieses Gedicht nicht durchsetzen wird (zumindest nicht zu Lebzeiten seines Autors), Weil es zu schlecht ist / Weil es weder Liebes- / noch Naturlyrik ist. / Weil es zu politisch, / zu links, / zu anarchistisch, / zu subversiv ist.*

Schittkos Kritik hebt darauf ab, dass sich in der übersättigten, schnelllebigen Gesellschaft nur das Neue und Junge durchsetzt – Autoren werden nur dann erfolgreich, wenn sie über die richtigen Kontakte verfügen.

Kai Pohl wiederum siedelt sich stark in der marxistischen Tradition an. Der Autor, Künstler und Grafikdesigner wurde 1964 in Wittenburg geboren und lebt heute in Berlin-Prenzlauer Berg. Seit 2006 ist er Herausgeber der Zeitschrift *floppy myriapoda – Subkommando für die freie Assoziation*. In diesem Jahr erschienen insgesamt vier kleine Gedichtbände beim Distillery Verlag, bei Sukkultur und Fixpoetry.

Seine Gedichte drehen sich vorwiegend um Arbeit, Kapital und Vermögenswerte.

*das unvermögen der armen / ist das vermögen der reichen / das vermögen der armen / ergo ihr reichum / begründet das ende der armut.* Pohl wirft aber auch einen Blick auf die Berliner Architektur, insbesondere das Schmerzzentrum in der Schönhauser Allee und das Gesundbrunnencenter. Wieder einmal kriegen die Milchkaffeetrinker ihr Fett weg, er drückt seine Abneigung gegen die Tatenlosigkeit aus, „eher gibt es (schon wieder) krieg, / als daß hier jemand den arsch hochkriegt“

## Vordergründig plakativ

Zwischendurch warten beide Autoren mit regelrechten Litaneien auf. Johannes Jansen beschreibt diese Litanei im Vorwort als Mutter des Wutanfalls und wünscht den Gedichten Pohls und Schittkos insofern auch Gehör, als sie laut gelesen werden müssen. Er erinnert dabei an Brechts *Hauspostille*, die parodistisch auf eine Predigtensammlung anspielt, mit dem gutgemeinten Vorwort, nicht zu viele davon auf einmal zu lesen. In *Fuck the german way* schickt Pohl ohne Erklärung von der deutschen Geschichte über die deutschen Schweine bis hin zum deutschen Traum alles zum Teufel. Der *Nulpen Tango* ist voll von Besudelungen und Beleidigungen ganz im Stile von Peter Handkes *Publikumsbeschimpfungen* und *Der nullte Kaddish* weckt ein katholisches Schuldbewusstsein im einzelnen Schäfchen, ist aber

dann doch glücklicherweise wieder auf den Literaturbetrieb gerichtet. Beim Lesen fragt man sich allerdings kurz, wo die Erkenntnis bleibt, die über sozialrevolutionäre Klischees hinausgeht. Es drängt sich der Gedanke auf, zu vieles schon gehört zu haben. Vordergründig plakativ werden dann aber doch in der Verarbeitung soziale Missstände und Zwänge neu aufgegriffen. Die Autoren montieren und aktualisieren die vorgeformten Einzelteile und verarbeiten sie ideenreich. Es erweist sich, dass beide Berliner Lyriker kämpferisch, selbstironisch und gedanklich ausgefeilt sind.

Auch wenn die Gedichte der beiden dezidiert gesellschaftsbezogen sind, werden die privaten Seiten nicht ausgelassen. In den Momenten der leisen Töne, in denen nicht in der großen allgemeinen Soße gerührt wird, hinterlassen die Gedichte die größte Resonanz. *Ich habe nichts gegen Leute, die meine / Gedichte nicht mögen, aber daß ich diese Frau / umwerfend fand, müßt ihr mir schon glauben. / Jetzt bin ich müde und esse Rhabarberkompott. / Ja, wenn meine Gedichte Scheiße sind, / finden sich auch Fliegen, die sich daran mästen.*

**da kapo mit CS-Gas** Kai Pohl, Clemens Schittko Fixpoetry 2011, 62 S., 10 €

Marion von Zieglauber schrieb im Freitag zuletzt über die „Provinzlesung“ in der Rhön

Jana Hensel über „Texte zur Kunst: Feminismus“

## Leider nicht divenhaft

Letzte Woche ist die Weihnachts-Literaturbeilage der *Süddeutschen Zeitung* erschienen. Da man schon länger den Verdacht hegte, dass sich das Feuilleton dieser ur-liberalen und angesehenen Zeitung in der letzten Zeit, nun ja, immer stärker unglücklich-männlich gab, machte man sich die Mühe und zählte einmal nach. Und siehe da: von 18 Kritikern waren zwei Frauen; von den 23 besprochenen Büchern stammten zwei von Autorinnen. Wahnsinn, dachte man. Und postete diesen Befund auf Facebook, weil man das heute ja so macht. Da schrieb dann einer sinngemäß, man könnte

Das ist insofern verwunderlich, als man ja durchaus den Eindruck bekommen kann, dass kein Thema so in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen ist, so zum Mainstream geworden ist wie die Frage nach der Gleichberechtigung der Geschlechter. Darüber zu streiten ist schwer in Mode: in der Politik, in den Medien, in der Gesellschaft, bei privaten Gesprächen, manchmal auch im Feuilleton der SZ. An der Einstellung jedenfalls scheint es nicht zu mangeln. Wo aber liegt dann das Problem? Warum setzt sich nicht durch, was alle als notwendig erachten?

Doch dazu findet sich nicht viel in diesem Heft. Avantgarde sieht leider anders aus. Auch wenn das Gedankenspiel von Julia Voss, Leiterin des FAZ-Kunstressorts, interessant ist. Sie fragt sich, warum im bisher größten Kunstfälscherskandal in der Geschichte der Bundesrepublik – gemeint ist die fiktive Sammlung Jäger – nur Werke männlicher Künstler kopiert worden sind? Und skizziert schnell einen plausiblen Zusammenhang zwischen dem am meisten ausgestellten Künstlern, dem so einfachen Interesse von Sammlern und den dann wiederum steigenden Preisen am Kunstmarkt. Werke von Frauen zu kopieren, lohnt sich demnach einfach nicht.

Diesem Befund ist mit dem Diva-Konzept, das Monika Rinck kunstvoll entwirft, wahrscheinlich nicht beizukommen. Gleichwohl setzt sich dieser Essay wohltuend von den anderen ab, erlaubt er sich doch einen lässigen Schuss überspannter Utopie: „DIVA nenne ich ein Prinzip, das der geistesgegenwärtigen Ablehnung von falschen Kooperationsangeboten zugrunde liegt. Es geht darum, dem Gegenteil von Verführung eine Form zu geben“, schreibt die Berliner Dichterin. Überspanntheit wird darin zu einem Konzept, das sich der allgemeinen Verfügbarkeit, dem bloßen Funktionieren, das Rinck als Anti-Diva bezeichnet, entgegenseht: „Kollision ist richtig.“ Ob das Feminismus-Sonderheft demnach eine Diva ist, darf bezweifelt werden.

**Texte zur Kunst: Feminismus** Texte zur Kunst Verlag, Heft 84, Dezember 2011, 15 €



Das DIVA-Konzept will der Verführung entgegentreten

doch auch eine andere Zeitung lesen, wenn einem das nicht passt. Nun ist ein Sonderheft der Berliner Zeitschrift *Texte zur Kunst* erschienen, das sich dem Thema Feminismus widmet. Beinahe alle grundsätzlich werdenden Texte sind von Frauen verfasst worden. Das ist ja leider häufig so. Mehr aber ist zum derzeitigen Stand des Feminismus eigentlich nicht zu sagen. Es sieht noch immer so aus, als sei diese Bewegung so etwas wie eine Gated Community, ein streng vom Rest der Gesellschaft abgegrenzter Bereich, in den nur hineinkommt, wer die Schlüssel besitzt.

Das Feminismus-Sonderheft beantwortet diese Frage nur zum Teil, auch wenn es einige schön geschriebene und interessante Beiträge u.a. von Julia Voss, Marie-Luise Angerer und Monika Rinck versammelt. Aber ist nicht bereits die den meisten Texten zugrunde liegende Annahme falsch? Ist die Stimmung wirklich so „postfeministisch“ und „postgender“, wie es im Vorwort heißt? Macht man es sich nicht zu leicht, wenn man so tut, als sei seit dem Erscheinen von Judith Butlers *Gender Trouble* nichts nennenswertes mehr passiert? Kann man nicht auch auf erste Erfolge verweisen?

ANZEIGE

Kinder

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

GANZ OBEN AUF DEM WUNSCHZETTEL!

Jetzt im Handel oder unter [www.deinspiegel.de/abo](http://www.deinspiegel.de/abo)

Jetzt mit DVD!

SO WAR 2011  
Das Jahr  
in Bildern und  
Geschichten

ZUM SCHMÖKERN  
Spannende  
Bücher für die  
kalten Tage

Das Nachrichten-Magazin für Kinder.



Diagnose: Mensch

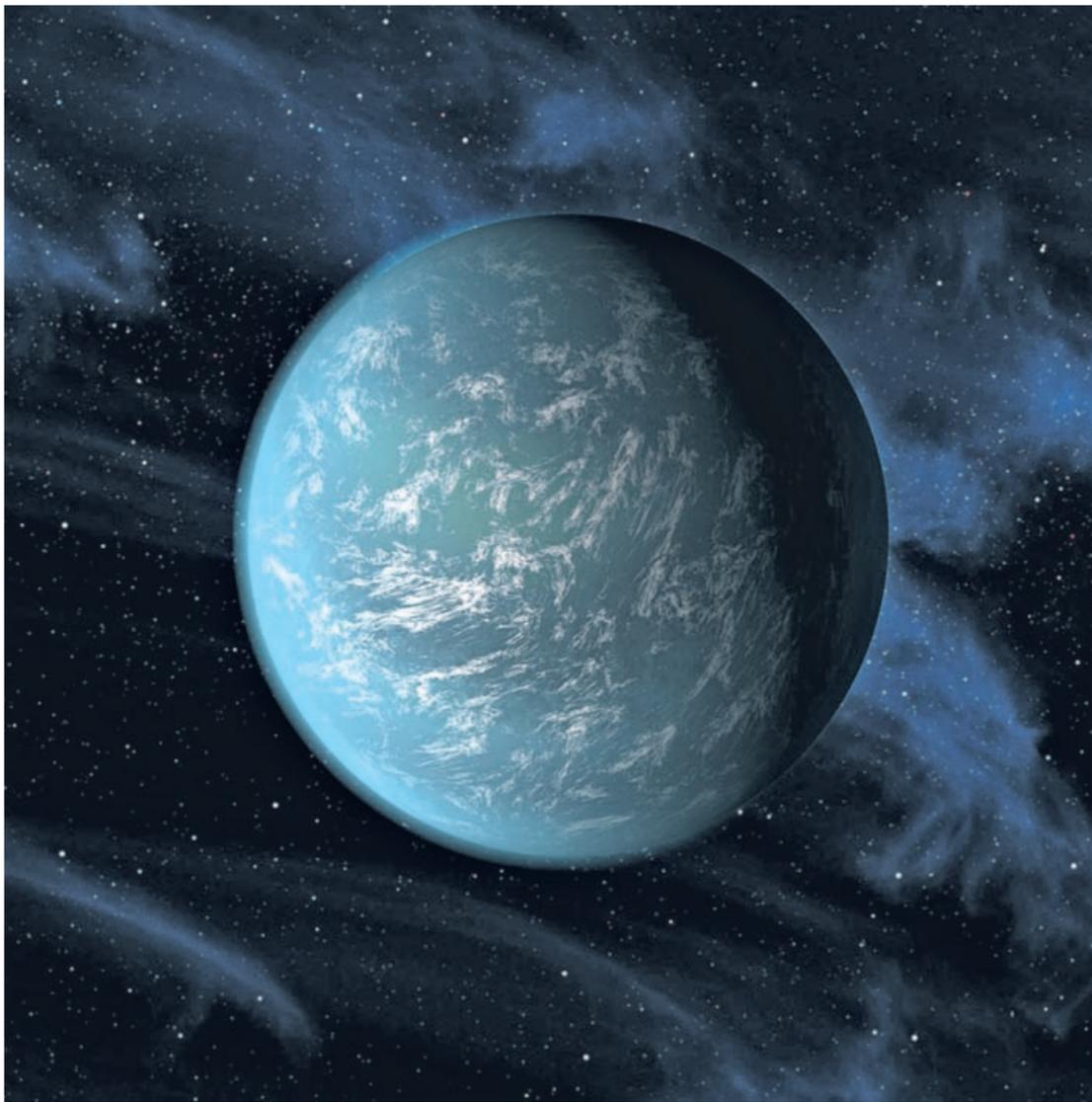
## Im Climate Clinch: Wenn Forscher diese Grenze nicht sehen

Sie hat viel Energie gekostet, die Klimakonferenz in Durban. Nur unter dem Aufwand größten Willens konnte ein Scheitern des ökologischen Krisengipfels verhindert werden. Am Ende haben sich die teilnehmenden Staaten aber doch noch einen präsentablen Kompromiss aus den Verhandlungsrippen geleierte. Man vernimmt nun: „Kyoto ist gerettet!“. Man hört jetzt, es sei eine „historische Konferenz“ gewesen, wenn nicht gar ein „Meilenstein“. Soweit zumindest ausgewählte Repräsentanten des politischen Lagers. Aber nicht jeder mag darüber jubeln, dass dem Kyoto-Protokoll nun erst 2018, also sechs Jahre später ein auch für Schwellenländer gültiger Pakt folgen soll. Frustrieren dürfte das Ergebnis nicht zuletzt Klimaforscher, deren Arbeit die Notwendigkeit solcher Klimakonferenzen doch eigentlich erst impliziert hatte, und die Hand in Hand mit der Politik einen globalen Kollaps verhindern sollten. Was ist da nur schief gelaufen?

Noch am Wochenende haben sich zwei beteiligte Wissenschaftler um eine Analyse bemüht: Die Klimaforschung sei in ihrer Rolle als Politikberater zu sehr auf die Senkung von Kohlendioxid-Emissionen kapriziert gewesen und habe sich in Bevormundungen ergangen, anstatt sich sinnvollen Optionen des Klimaschutzes zu widmen und Zurückhaltung zu üben, schreiben Nico Stehr von der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen und Hans von Storch vom GKSS-Forschungszentrum in Geesthacht auf *Spiegel Online*. Die Politik sei dadurch verprellt und die öffentliche Debatte erschwert worden. Stehr und von Storch halten die Tatsache, dass das Grundgesetz keine direkte Teilnahme der Wissenschaft an der politischen Willensbildung vorsehe, für ein Gebot der Zurückhaltung. Mit anderen Worten: Forscher, die zu Erkenntnissen von globaler Tragweite gelangen, mögen bitte ihre Klappen halten, bis sie gefragt werden.

Man kann diesen Versuch einer Selbstkritik gut finden: Endlich stellen Forscher mal ihre Arroganz infrage, und das in der Klimawissenschaft, wo Selbstüberschätzung und Überheblichkeit bisweilen nette Partys feiern – nicht ohne die Inanspruchnahme der Publikumsmedien, versteht sich. Die Wissenschafts-Pressekonferenz berichtete kürzlich, dass der stets sich durch die Medien gebasht fühlende Stefan Rahmstorf von Potsdam Institut für Klimafolgenforschung im vergangenen Jahr heftig eine Journalistin kritisiert hatte, weil sie wagte, ihrerseits Kritik am aktuellen Bericht des Intergovernmental Panel of Climate Change zu üben. Dass die Betreffende damit unter Umständen ihrer beruflichen Pflicht nachgekommen war, kam dem Professor nicht in den Sinn. Der Zeitung, die den Artikel veröffentlicht hatte, auch nicht. Am Ende gewann die Autorin vor Gericht, der Forscher wurde verurteilt.

Der Fall zeigt zwei Dinge: Stehr und von Storch haben recht, wenn sie ihre Kollegen für eine falsche Strategie schelten, aber erstens fängt die Analyse hier nur an, denn „Bevormundung“ ist nicht das einzige Problem auf Seiten der Forschung. Es ist wie bisweilen schon fatale, weil dem Konzept von Wissenschaft vollkommen widerstrebende Kritikunfähigkeit. Und zweitens übersehen Forscher auch, dass eine wissenschaftlich fundierte Lösung nicht durchzusetzen sein wird, solange die Welt weiter nach Profitmaximierung strebt. Die Wissenschaft könnte ja gar keinen direkten Einfluss auf die Politik nehmen, vor ihr ist immer die Ökonomie dran. Und die stets akuten Zwänge des kapitalistischen Strebens nach Geld, Konsum, noch mehr Geld und noch mehr Konsum erlauben keine Zugeständnisse an die Zukunft dieses Planeten. Jedenfalls nicht, solange dieser noch eine hat. Und sei sie noch so schmutzig. *Kathrin Zinkant*



Blaue Projektion: Ob Kepler-22b der Erde auch nur ähnlich sieht, ist völlig unklar. Was für Leben auf ihm möglich wäre, ebenso

# Die Anderen

**Exobiologie** Muss Leben im All denn dem auf der Erde gleichen? Keinesfalls, glauben Forscher

■ Boris Hänßler

**A**ls die Raumfähre auf dem fernen Planeten landet, bietet sich der Besatzung ein sonderbares Bild: Der Planet ähnelt der Erde, doch Leben existiert hier nur im Ozean. Das Land dagegen erscheint völlig ausgestorben. Völlig? Die Besucher entdecken bald, dass die Luft sehr wohl bevölkert ist: von winzigen metallischen Wesen. Zum Schwarm vereinigt erzeugen sie enorme magnetische Felder, die alles andere Leben vernichten. Erschaffen von einer fremden Zivilisation haben sie eine Evolution durchlaufen, die es ihnen ermöglicht, ihre Existenz zu sichern.

Doch Leben, wie jenes, das Stanislaw Lem 1964 in *Der Unbesiegbare* beschrieb, gilt als Science Fiction. In der Realität entspricht die gängige Vorstellung extraterrestrischen Lebens eher der Art Leben, das sich auf der Erde entfaltet: Kohlenstoffbasiert, abhängig von einer Handvoll chemischer Elemente, gelenkt von Nukleinsäuren und angewiesen auf Wasser in flüssiger Form und einen festen Untergrund. Und so suchen die jüngst gen Mars entsendete Sonde Curiosity und das Weltraumteleskop Kepler nach Umgebungen, die genau diese Bedingungen erfüllen. Erst vergangene Woche verkündete die Nasa, Kepler habe in 600 Lichtjahren Entfernung einen Planeten entdeckt, der Leben beherbergen könnte – weil er gewisse Ähnlichkeiten mit der Erde aufweist und bislang nicht auszuschließen ist, dass es auf Kepler 22b, wie er genannt wird, flüssiges Wasser gibt. Aber was, wenn Leben völlig anders möglich ist?

In einigen Labors wird diese Idee intensiv verfolgt: So ist es dem britischen Chemiker Lee Cronin von der University of Glasgow gelungen, eine Art metallischen Baustein für Leben zu schaffen. Es handelt sich um eine Struktur aus sehr großen Molekülen. Cronin ist überzeugt, dass sich diese anorganischen Einheiten eigenständig entwickeln können. „Ich bin mir ganz sicher, dass wir es schaffen, Evolution auch außerhalb

der organischen Biologie zum Laufen zu bringen“, sagt er. Seine Polyoxometallate sind nicht wasserlöslich und bestehen größtenteils aus Wolfram, das an Sauerstoff und Phosphor gebunden ist – zwei der elementaren Bausteine irdischen Lebens.

## Metallische Fotosynthese

Cronin nennt das Konstrukt eine anorganische Zelle, die einige Charakteristiken von biologischen Zellmembranen besitzt: Durch künstliche Löcher in der Struktur der Metalloxide lassen sie nur selektiv Moleküle hindurch und entscheiden so, welche chemischen Reaktionen in ihrem Inneren stattfinden. Einige der neuen Moleküle haben die Forscher außerdem mit Farbstoffen markiert. Mittels Lichtenergie setzen sie Protonen, Elektronen und Sauerstoff frei – sie betreiben also Fotosynthese. Allerdings besitzen sie kein Trägermolekül für Erbinformationen. Cronin will nun herausfinden, ob sich die Zellen dennoch selbstständig an unterschiedliche Umgebungen per Mutation anpassen können. „Wir versuchen im Labor zu beweisen, dass sich metallische Materie eigenständig entwickeln kann“, sagt Cronin. „Ich bin sicher, Leben auf Wolframbasis würde das tun, falls ausreichend Moleküle für eine natürliche Selektion existierten.“

Cronin ist nicht allein mit der Idee einer anorganischen Organik: 2010 hatten Nasa-Forscher nachgewiesen, dass selbst terrestrisches Leben offen für Neues ist: Das Bak-

terium GFAJ-1 kann bei Phosphormangel nämlich auf das hochgiftige Arsen zurückgreifen. Die Bakterien nutzen es aktiv für Wachstum. Sie nehmen es sogar in ihre DNA auf. Bereits diese kleine Änderung kann viel bedeuten, denn in großer Kälte ist Arsen leichter verfügbar als Phosphor. Auf angeblich lebensfeindlichen Planeten könnten sich daher Arsen-Mikroorganismen tummeln – so lautet zumindest die Mutmaßung.

Bis heute ist allerdings unklar, wie stabil die Inkorporation von Arsen ist oder ob das Bakterium überhaupt eine längere Zeit mit dem eingebauten Gift überleben kann. Und auch das metallische Leben aus Glasgow hat seine Schwachstellen – zumindest, wenn Wolfram im Spiel sein muss. Prinzipiell funktioniert Cronins „Leben“ auf Wolframbasis zwar, das bestätigt auch Astrobiologe Johannes Leitner von der Universität Wien – außerhalb des Labors aber wäre es doch eher unwahrscheinlich: „Wolfram ist sehr selten. Es kommt nur in Mineralien gebunden vor und hat einen hohen Schmelzpunkt. Ich kenne keinen natürlichen Prozess, der Wolfram in ausreichender Menge freisetzt, so dass daraus Leben entstehen könnte.“

Ob Wolfram oder Arsen – fest steht, dass auf der Suche nach Außerirdischen bislang zu wenig an exotische Organismen gedacht wird. „Wir kennen auf der Erde nur auf Kohlenstoff basierendes Leben, aber das bedeutet nicht, dass es kein völlig anderes gibt“, sagt Johannes Leitner. Grundsätzlich hält er Leben ohne Kohlenstoff für möglich – anstelle der Nukleinsäuren RNA und DNA müsste es dann eine andere Art geben, Erbinformationen zu bewahren und zu vervielfältigen. Leitner ist Mitglied der Forschungsplattform ExoLife, die nach alternativen Bausteinen für das Leben sucht, wenn auch zunächst von Kohlenstoff ausgehend. Die Forscher wandeln dafür das Miller-Urey-Experiment ab. Stanley Miller und sein Kollege Harold Urey hatten 1953 eine hypothetische frühe Erdatmosphäre in Form von Wasser, Wasserstoff, Methan, Ammoniak und Kohlenstoffmonoxid im

## Auch verwaiste Planeten ohne Sonne könnten Leben beherbergen

Reagenzglas elektrischer Spannung ausgesetzt, als Pendant zu Blitzschlägen auf der frühen Erde. Der Versuch bringt nach einiger Zeit organische Moleküle hervor, darunter Aminosäuren, die Bausteine der Proteine. Vermutlich hat sich irdisches Leben auf ähnliche Weise entwickelt.

Die Forscher von ExoLife modifizieren nun das Miller-Urey-Experiment derart, dass sie den Bedingungen auf verschiedenen Exoplaneten entsprechen könnten: zum Beispiel ein höherer Methan- oder Stickstoffgehalt. Außerdem suchen die Forscher nach Alternativen zu Wasser als Lösungsmittel – wie Wasserstoff-Ammoniak-Gemischen oder Schwefelsäure. „Wir hoffen, dass dabei große Moleküle entstehen, die eine ähnliche Funktion haben wie Aminosäuren, aber ohne Sauerstoff auskommen“, sagt Leitner. Solche Verbindungen hält er für die aussichtsreichsten Kandidaten als Basis exotischen Lebens.

## Extrem mühsame Suche

Die Astrobiologie steht allerdings vor bislang scheinbar unlöslichen Problemen: Selbst wenn es gelingt, im Reagenzglas neuartige Biomoleküle zu schaffen, ist bis heute völlig unklar, wie aus den irdischen Bausteinen des Lebens Lebewesen wurden. Noch weniger weiß man daher, was für Bedingungen fremdartiges Leben benötigen würde. „Wir können nicht einmal davon ausgehen, dass die Evolution ein universeller Prozess ist oder ebenfalls erdähnliche Bedingungen braucht“, sagt Leitner.

Um auf fernen Planeten Leben zu entdecken, müssen Forscher zunächst nach Biomarkern in der Atmosphäre suchen – etwa Stoffe, die durch biologische Prozesse entstehen, zum Beispiel Methan. Methan allerdings kann sowohl durch Bakterien erzeugt werden als auch durch vulkanische Aktivitäten. Forscher müssten in der Atmosphäre die Methan-Isotope und andere Stoffkonzentrationen wie Schwefel exakt messen, um Rückschlüsse auf ihre Entstehung zu ziehen. Auf Exoplaneten lassen sich diese spektroskopischen Analyse noch nicht anwenden. Selbst auf dem Planeten Mars ist die Suche nach vertrauten Lebensformen extrem mühsam, weil Wissenschaftler gar nicht wissen, wonach sie eigentlich suchen sollen. Die Europäische Weltraumbehörde ESA schickt 2018 den ExoMars-Rover auf den Mars. An Bord befindet sich ein „Life Marker Chip“ mit Antikörpern, die auf 25 Biomarker reagieren und auf diese Weise organische Moleküle aufspüren. Zuvor hatten die Forscher die 63 wahrscheinlichsten Biomarker ausgemacht, die es auf dem Mars geben könnte – an chemisch neuartige Varianten hat man dabei nicht gedacht.

Doch die Stimmen, die sich gegen diesen Kohlenstoff-Chauvinismus richten, mehrern sich. Auch Dirk Schulze-Makuch, Astrobiologe der Washington State University School of Earth and Environmental Sciences, sieht die Notwendigkeit, die Suche nach Außerirdischen Lebensformen erheblich auszuweiten. Mit Kollegen von Nasa, SETI, dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt und vier Universitäten schlägt er in einer Veröffentlichung in der Dezember-Ausgabe von *Astrobiology* vor, Exoplaneten künftig mit Hilfe zweier Indizes zu klassifizieren, dem Earth Similarity Index (ESI) und dem Planetary Habitability Index (PHI). Der erste beschreibt die Ähnlichkeit zur Erde, der zweite chemische und physikalischen Eigenschaften, die Leben – auch völlig andersartiges – ermöglichen.

Denn selbst verwaiste Planeten, die um keinen Stern kreisen, könnten Leben beherbergen, glauben die Autoren. Zwar sei dies eine gewagte Spekulation. Doch sie sehen die Gefahr, dass die Astronomie bewohnbare Planeten einfach übersieht, wenn sie sich nur um erdähnliche kümmert. Am Ende gibt sie es vielleicht ja doch, die Wesen aus Stanislaw Lems Romanen, auch wenn wir gerade diese dann lieber gar nicht finden sollten.

**Boris Hänßler** ist Komparatist mit großem Faible für universelle Zusammenhänge. Im *Freitag* schreibt er regelmäßig über Physik

Das kommt in den  
besten Magazinen vor:  
*Familie*

# DUMMY

Unabhängiges Gesellschaftsmagazin — Nr. 33

Fa|mi|lie [-ljə] *f.* — echte Liebe,<sup>(S.70)</sup>  
 große<sup>(S.18)</sup> und kleine<sup>(S.26)</sup> Lügen, blöde  
 Schuldgefühle,<sup>(S.80)</sup> Stolz<sup>(S.12)</sup> und Hass,<sup>(S.25)</sup>  
 Geborgenheit,<sup>(S.47)</sup> frühes Aufstehen,<sup>(S.52)</sup>  
 leere Konten,<sup>(S.56)</sup> Abschied<sup>(S.98)</sup> und  
 Trauer,<sup>(S.84)</sup> Loyalität,<sup>(S.104)</sup> schmutzige  
 Wäsche,<sup>(S.40)</sup> schwarze Schafe,<sup>(S.42)</sup> Tren-  
 nung,<sup>(S.94)</sup> Versöhnung,<sup>(S.28)</sup> Weihnachten

Winter 2011/2012 — 9. Jahrgang — [www.dummy-magazin.de](http://www.dummy-magazin.de)  
 Deutschland 6 Euro / Schweiz 12,50 CHF / Europa 8 Euro / Andere 15 Euro



Das Thema im neuen DUMMY-Magazin

~

Jetzt am Kiosk  
oder unter [www.dummy-magazin.de](http://www.dummy-magazin.de)

## Imperatives Mandat? Schön wär's!

Niels Boeing  
**Die Mächtigen durchschauen**  
 Kommentar über die Forderung nach mehr Transparenz in der Politik der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

Imperatives Mandat? Ja, manchmal wäre es schön, aber das deutsche Parteiengesetz schiebt dem einen Riegel vor: Danach ist jeder immer nur seinem Wissen und Gewissen verpflichtet. Das kann man schlecht unterlaufen, wenn nicht alle Beschlüsse anfechtbar sein sollen.

Dass die Piraten kein Deligierten-Prinzip haben, sollte sich rumgesprochen haben. Das führt zum Beispiel dazu, dass sehr viele Neumitglieder auf dem Parteitag waren, die sich in ihren Bezirksverband sonst erst einmal ein paar Jahre hocharbeiten müssten, um einen Parteitag stimmberechtigt live zu sehen.

Hellie Bu, Freitag-Community

## Europa braucht mehr Respekt

Andreas Lobe  
**Wir können auch anders**  
 Wochenthema: Das Europa der Eliten ist gescheitert. Machen wir daraus eine Bürger-Union! der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

Die Frage des Autors „Wie soll daraus eine Kultur erwachsen?“ ist einfach zu beantworten: Gar nicht. Europa braucht nicht die „eine Kultur“, sondern höchstens mehr Bewusstsein und Respekt für die vielen gewachsenen, hoch entwickelten Kulturen. Mehr Werbung, mehr Tourismus, mehr Austausch von Schülern und Studenten, mehr Zusammenarbeit in Wirtschaft und Forschung. Europa muss den Alltag leben und lernen.

Und natürlich muss die Union auf einem Fundament aus Verträgen stehen, welche immer wieder diskutiert und angepasst werden müssen. Auch das verbindet. Merkel macht das schon ganz richtig.  
 Querdenker, Freitag-Community

Sie schreiben: „Europa fehlt ein solcher Gründungsmythos – es ist ein Projekt der Eliten.“ Genau in diesem Punkt liegt eventuell das größte Defizit der Europäischen Union. Prinzipiell ist das Projekt Europa sicherlich eine herausragende und einzigartige Erscheinung, die so nirgends auf der Welt bisher funktioniert hat. Problema-

tisch hierbei ist jedoch, dass Europa von Anfang an von Oben entschieden und umgesetzt wurde. Der Bürger hatte in keiner Phase der europäischen Integration Mitspracherechte, die über die Wahl des Europäischen Parlaments hinausgingen. Daraus resultiert nicht nur ein Legitimitätsdefizit der EU, sondern auch eine fehlende Identifikation der europäischen Bürger mit der Europäischen Union.  
 Tobie Eiki, Freitag-Community

## Kästner und die Politik

Tom Strohschneider  
**Wer ist denn nun eigentlich links?**  
 Kommentar über den Linkstrend bei SPD, Grünen Piraten und CDU der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

„Es gibt nicht Gutes, außer man tut es.“ Erich Kästner hatte sicher recht, aber übertragen auf unsere parlamentarische Demokratie bedeutet dies, Mehrheiten für das gute „Linke“ zu gewinnen, ergo Wahlen zu gewinnen. Erst dann kann das Kriterium Praxis wirklich greifen.

Weder die Linke noch die Piraten sind zur Zeit mehrheitstauglich. Damit ‚linke Politik‘ wieder mehrheitsfähig wird, müssen SPD und Grüne in kleinen programatischen Schritten die Zustimmung der Menschen (Wähler) gewinnen.

Die besten Zitate aus den Kommentaren auf [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

# „Immerhin ist Weihnachten so etwas wie der Orgasmus des Kapitalismus“

GeroSteiner

„Nachdem Glühwein Weltkulturerbe wurde, hat die Stadt auf dem Markt Fußbodenheizung gelegt, Duschcontainer aufgestellt und WLAN eingerichtet“

kay.kloetzer

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

Der Souverän muss dann nach einer hoffentlich gewonnenen Wahl das Kriterium Praxis einfordern. Am besten, indem er in eine der Parteien eintritt und den mühsamen Marsch durch die Institutionen beginnt, denn wie gesagt: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“  
 Reinhard Worbs, Freitag-Community

## Blamable Eiertänze

Rudolf Walther  
**Die Wiederkehr der Kerze**  
 Präsident Nicolas Sarkozy stellt sich gegen den Atomausstieg der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

Danke für den Artikel über die französische Atompolitik. Die „déchets nucléaires“? Kein Problem!

**Das Problem der EU ist nicht ein Defizit an Legitimation. Das Problem ist die fehlende Identifikation**

Todesfälle im Umkreis der „centrales“? Kein Problem! Dass für die Atomkraftgegner ausgerechnet das Siemens-Deutschland als Vorbild dienen muss – wie blamabel!

Blamabel wie die Eiertänze der sozialistischen Präsidentschaftskandidaten: Hollande zögert, entscheidet, zögert dann doch lieber, entscheidet halbherzig, erstmal die Wahlen gewinnen. Und dann: Flamanville II bauen. Alles für den Fortschritt! Die Herausforderung der Mondialisierung annehmen! Atomprodukte in Spitzenqualität für den Markt vom morgen.

So blamabel wie Chevènement, der, so wie der ehemalige Erziehungsminister Claude Allègre bestreitet, dass die Klimakatastrophe produziert sei, „weiß“, dass die Atomenergie absolut umweltverträglich und fortschrittlich ist. Der Philosoph Jean-Claude Michéa nennt dies sehr treffend „la métaphysique du béton.“  
 Wwalkie, Freitag-Community

Für Leute wie Sarkozy muss es erst einen GAU in einem französischem Atomkraftwerk geben, bevor sie die Gefahren erkennen.

Und der wird kommen. Aber auch die Franzosen werden irgendwann aufwachen und ihren kleinen, überheblichen Präsidenten zurück ins dritte Glied schicken.  
 Antares56, Freitag-Community

## Kein Ende in Sicht

Dietrich Leder  
**Wetten, dass es die letzte Sendung war: Gottschalks Abgang**  
 Wer die Nachfolge Gottschalks antritt, ist in gewissem Maße unerheblich. Die Sendung hat ohnehin eine schwere Zeit vor sich der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

Wetten, dass es nicht die letzte Sendung war? Selbst wenn es für ein paar Jahre keine Sendung mehr geben würde, zieht früher oder später jemand das Konzept wieder aus der Schublade. Allein die Tatsache, dass Thomas Gottschalk die Rechte besitzt, die Show sogar nach China exportiert hat, dürfte Grund genug sein, dass sie nicht so einfach verschwindet. Ich glaube, dass „Wetten, dass..?“ komplett neu aufgezogen werden muss. Nach Elstner hat Gottschalk das Format doch auch verändert. Ich fände zwei Moderatoren keine schlechte Idee. Vielleicht sogar jung und alt. Seriös und witzig. Aus der Sendung lässt sich viel herausholen, was in den letzten Jahren verpennt wurde.  
 Harm, Freitag-Community

## Patriarchales Zeichen

Axel Brüggemann  
**Ist es emanzipiert, gegen die eigenen Interessen zu sein?**  
 Gendekommentar: Wieso Frauen untereinander über die Quote streiten und auf Herdprämien kommen der Freitag 49 vom 8. Dezember 2011

Ob das alles emanzipiert ist, was im Zusammenhang mit dem Erziehungsgeld ausgekaspert worden ist, kann man sich zu Recht fragen. Ich glaube, die CSU hatte da die Füße drin, wollte dieses „Betreuungsgeld“ haben, für die nicht arbeitenden Mütter. Und nur die sollen es kriegen. Gehört das aber nicht zum politischen Geschäft? Auch dass Frauen über die Quote streiten, finde ich normal. Die „Instrumente“ werden eben unterschiedlich bewertet. Es gibt auch unter den Frauen solche, die dem Mainstream folgen und meinen, die Quote entwertet einen Job oder ihre Arbeit.  
 Magda, Freitag-Community

Ich fasse mir manchmal auch an den Kopf, nicht nur bei den wohl-situierteren CDU-Damen. Aber ich sehe das als Zeichen, wie patriarchal unsere Gesellschaft in der Tiefe noch immer geprägt ist. So ein kurzer Artikel fasst das Phänomen leider viel zu oberflächlich.  
 Popkontext, Freitag-Community

Ich bin nicht gegen die Quote, ich seh nur das Problem der Ministerin Schröder. Ich an ihrer Stelle würde auch keine 40 Prozent ausrufen... um Himmels willen, manche IT-Unternehmen haben überhaupt keine Frau. Wo sollen die die denn hernehmen? Und wo führt

das hin? Sollen Frauen zwangsverpflichtet werden Informatik oder Ingenieurwissenschaften zu studieren? Oder wollen wir, dass es als Frau reicht Informatik studiert zu haben, um garantiert jedes Jahr gemäß der Quote aufzusteigen? Man muss ja nicht jeden Fehler, der gedanklich möglich ist, erstmal politisch umsetzen.  
 Zeitwechslerin, Freitag-Community

Da Sie im Artikel einige Fragen aufwerfen – ich schicke noch Fragen hinterher: „Und wieso streiten Frauen untereinander über die Quote?“ Was ist daran schlecht, wenn sich Frauen über politische Wege streiten? In welcher Gesellschaft gab es eine homogene „Frauenmeinung“?  
 Nietzsche2011, Freitag-Community

## Denkanstoß

Jonathan Jones  
**Und noch eine Revolution?**  
 Neutrinos: Wie ein winziges Teilchen eine große Theorie kippen könnte der Freitag 47 vom 24. November 2011

Wissenschaft = Naturwissenschaft? Dieser Artikel ist ein interessanter Denkanstoß im Sinne einer philosophischen Kulturwissenschaft – und eben gerade nicht einzelwissenschaftlich relevant. Ich verstehe ihn als ein Versuch der Verständigung über die Grenzen von Fachsprachen und Messmethoden hinaus. Insofern erscheint er mir gelungen.  
 Dennis C. Freitag-Community

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

## Impressum

**Verleger** Jakob Augstein  
**Herausgeber** Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer  
**Chefredakteur** Philip Grassmann  
**CvD** Michael Pickardt  
**Art Direction** Janine Sack, Andine Müller (Beratung)  
**Redakteur für besondere Aufgaben** Jörn Kabisch  
**Verantwortliche Redakteure** Verena Schmitt-Roschmann (Politik), Michael Angele (Kultur), Susanne Lang (Alltag), Christine Käppeler (Online), Jan J. Kosok (Community)  
**Redaktion** Ulrike Baureithel, Matthias Dell, Maike Hank, Lutz Herden, Michael Jäger, Steffen Kraft, Maxi Leinkauf, Jan Pfaff, Tom Strohschneider, Daniel Windheuser, Kathrin Zinkant  
**Layout** Jana Schnell (stellv. AD), Max Sauerbier, Felix Velasco (Titel)  
**Bildredaktion** Corinna Koch, Niklas Rock  
**Redaktionelle Übersetzer** Zilla Hofman, Holger Hutt  
**Projektmanagement** Nina Heinlein, Anna-Lena von Salomon  
**Redaktionsassistentin** Jutta Zeise, Ulrike Bewer  
**Hospitant** Sebastian Puschner, Conrad Menzel (Redaktion)  
**Verlag und Redaktion der Freitag** Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 [www.freitag.de](http://www.freitag.de)  
**Geschäftsführung** Jakob Augstein  
**Beratung** Prof. Christoph Meier-Siem  
**Verlagsleitung** Dr. Christiane Düts  
**Anzeigenleitung** Johann Plank ([johann.plank@freitag.de](mailto:johann.plank@freitag.de))  
**Vertrieb** Nicole Knoblauch ([nicole.knoblauch@freitag.de](mailto:nicole.knoblauch@freitag.de))  
**Marketing** Franziska Linow ([franziska.linow@freitag.de](mailto:franziska.linow@freitag.de))  
**Leserbriefe** [leserbriefe@freitag.de](mailto:leserbriefe@freitag.de)  
**Jahresbezugspreis** € 145,60  
 Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner: € 98,80 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,20 Land- bzw. € 41,00 Luftpost  
**Abowerwaltung** QS Quality Service GmbH  
 Telefon Kundenservice (040) 3007-3510  
 Fax Kundenservice (040) 3007-85 7044  
 E-Mail: [service@abo.freitag.de](mailto:service@abo.freitag.de)  
 Service-Zeiten  
 Mo – Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr  
 Marketing/Aktionsrufnummer: 0180 5604091  
 (14 Ct./Min. aus dem deutschen Festnetz der Telekom. Abweichende Preise aus den Mobilnetzen)  
 Marketing/Aktionsfaxnummer: (040) 3007 85 7055  
 Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg  
 Konto für Abozahlungen: Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG Kto.: 13505050, BLZ 10050000, Berliner Sparkasse  
**IT- und Redaktionstechnik** HELDISCH network GmbH  
**Druck** BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, [www.berliner-zeitungsdruck.de](http://www.berliner-zeitungsdruck.de)  
**Gesetzt** in TheAntiquaF von Lucas de Groot, [www.lucasfonts.com](http://www.lucasfonts.com)  
**ISSN 0945-2095**  
**Kolumnenillustrationen** [www.ottoillustration.com](http://www.ottoillustration.com)



KARIKATUR: AMÉLIE GLENKE FÜR DER FREITAG

**Cool** Parteigründung heißt der neue Trend der Straße S. 22

**Bärig** Abgrenzung von metrosexuellen Heteros ist gefragt S. 26

**Frisch** Parfümeur Laudamiel hat sauberen Geruch erfunden S. 27



**Juhu:** Im Alltag ist schon Weihnachten! Der große Kurt Vonnegut schenkt allen Leserinnen und Lesern eine Weihnachtsgeschichte! Exklusiv auf S. 24/25

der Freitag | Nr. 50 | 15. Dezember 2011



FOTOS: JAN BRANDES FÜR DER FREITAG, DAVID MCNEWE/GETTY IMAGES (OBEN)

## Alltagskommentar Maxi Leinkauf

### Was würde Kant zum öffentlichen Biertrinken sagen?

**D**er amerikanische Tourist in der U-Bahn schaute oft ein bisschen neidisch, auch irritiert, wenn man da locker mit seiner Bierflasche herum stand. *It's all over now.* Kein Alkoholkonsum mehr im öffentlichen Nahverkehr.

Vor dem Entzug kam jedoch noch die Party. In Hamburg feierten im September 1.000 Leute mit Sekt und Bier Abschied, kurz nachdem das Trinken in U- und S-Bahn verboten wurde. Sie flößten es sich genau dort friedlich ein. Anders in München vergangenes Wochenende. 2.000 Leute hatten sich über Facebook zum „Abschiedstrinken“ verabredet und protestierten so gegen das seit Sonntag greifende Alkoholverbot in der S-Bahn. Zurück blieben kaputte Züge und ein Sachschaden von 100.000 Euro. Den hätte man sich sparen können. Dennoch hat der Bürger auf seine Art auf eine ziemlich bigotte Regel geantwortet: Auf dem Bahnhof kann man sich die Hücke vollsaufen, aber in die Bahn steigen bitte ohne Pulle? Gefährlich ist nicht derjenige, der sich beim Spätkauf noch schnell ein Bier holt, bevor der Zug abgefahren ist. Sondern der längst schon Betrunkene, der aggressiv auf Pöbelei aus ist.

Eine Verbotskultur greift um sich im öffentlichen Raum. Aber: Wem gehört der eigentlich? Den Verkehrsbetrieben? Oder den Nichtrauchern? Das Rauchen in Bars und Kneipen zu verbieten, war unlässig, aber in Ordnung; Es schadet anderen. Nach den Münchner Vorfällen sollen nun aber sogar im offenen Berlin die Kontrollen verschärft werden. Dort gibt es noch gar kein Alkoholverbot, es ist geradezu umgekehrt. In der Tram ist das Biertrinken zur metropolitanen Fahrkultur geworden. Auf Bahnhöfen darf „faktisch noch getrunken werden“, das könnte sich aber ändern. Man solle es lieber „außerhalb des Nahverkehrs“ tun, findet die BVG-Sprecherin in Berlin. Auf dem Sofa also? Mit Wodka Gorbatschow? Und dann zugehörnt in die Nacht driften? Oder zu Hause bleiben? Sieht ja keiner. Ist privat. Mein Ding.

Auf der Straße oder daheim: Es ist letztlich jeder selbst für sein Agieren verantwortlich. Wir sind befreit aus der Unmündigkeit, und Kant musste dafür nicht mal saufen. Die eigene Reflexion sollte nicht durch Verbote verhindert werden. Wie weit könnten die gehen? Darf ich im Kino nur noch Saft trinken? Oder auf meinem Balkon nicht mehr rauchen, weil es zum Nachbarn ziehen könnte? Progressiv scheint in solchen Zeiten ein Ton-Steine-Scherben-Family-Konzert. Sie stecken sich auf der Bühne eine nach der anderen an. Wenn das Bier alle ist, drückt ihnen jemand aus dem Publikum ein neues in die Hand. Der Traum ist aus.

## Hin und weg

**Wolfgang Lippert** durfte als erster Ostdeutscher durch den großen Samstagabend im ZDF führen: Der Entertainer moderierte kurz mal „Wetten, dass..?“ Da fällt uns ein: Was macht er eigentlich gerade? S. 23

### » Netz Schau

#### 15 Minuten Piratenruhm

Er ist engagiert. Er ist politisch interessiert. Er ist neuerdings sogar in einer Partei: *Freitag*-Blogger schwarzbart könnte eigentlich ganz zufrieden sein mit dem politischen Lauf der Dinge. Denn seine Piraten werden immer erfolgreicher. Leider sehen das diverse Medienvertreter ähnlich. Es sei „fast unmöglich,“ so schwarzbart, „sich die Fußnägel zu schneiden, ohne dazu von einem Reporter befragt zu werden“. Die ganze Piraten-Innensicht unter: [freitag.de/piratenruhm](http://freitag.de/piratenruhm)

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

Storyboard

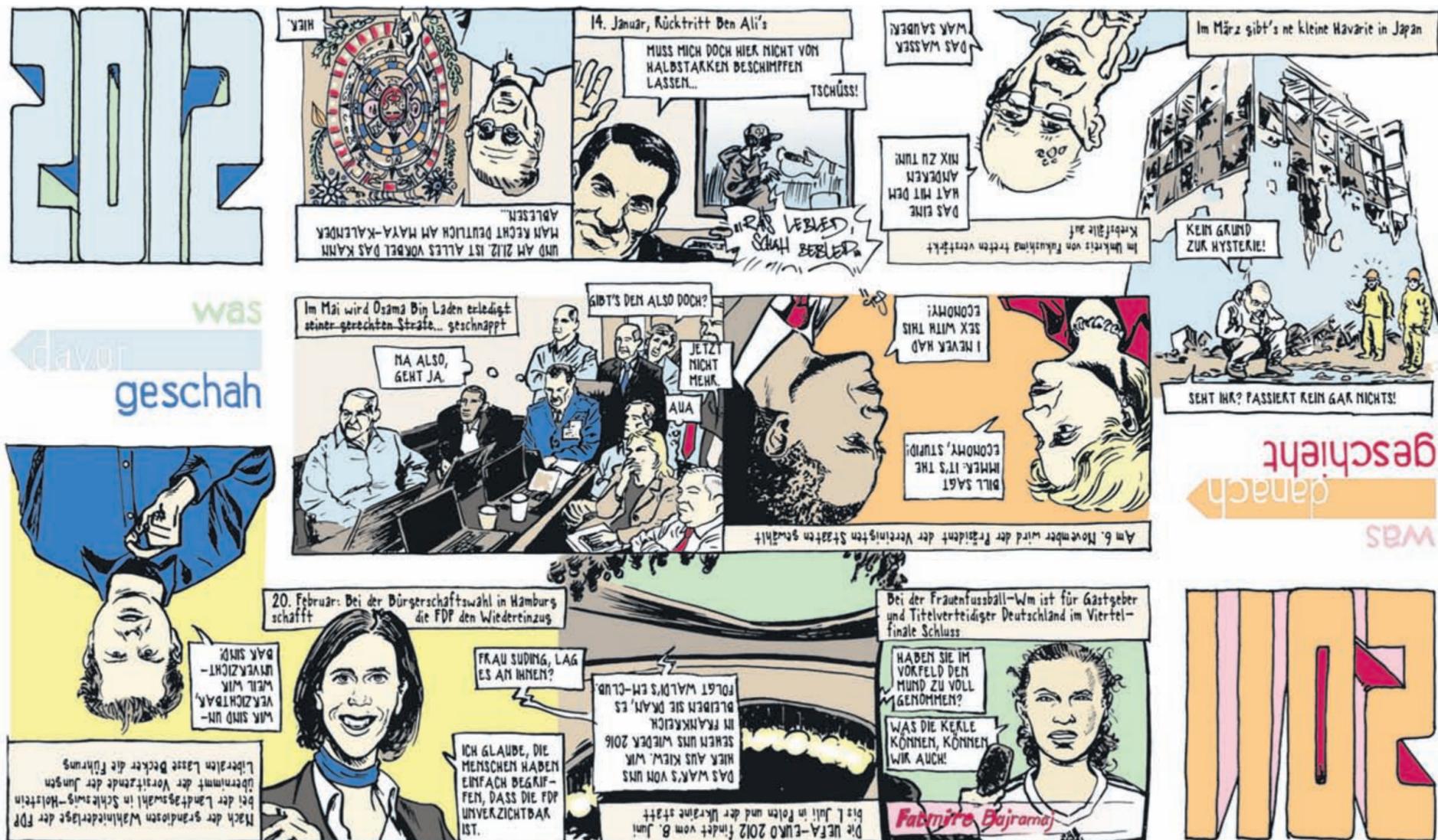


ILLUSTRATION: FABIAN STOLTZ FOR DER FREITAG

Statussymbol-Kritik



FOTO: DANIEL ROLAND/AP/GETTY IMAGES

**Bushido hat es eigentlich geschafft.** Nicht nur hat er einen „Bambi für Integration“ im Trophäenschrank stehen, nein, er ist auch dem Getto seiner Jugend – Berlin-Tempelhof! – entkommen und wohnt mit Mutter, Freundin und drei Labrador-Hunden in einem Haus im ruhigen Lichterfelde-West. Dort kümmern sich die Frauen um die Wäsche, aber er packt mit an, wenn es gilt den Korb mit der Dreckwäsche in den Keller zu tragen. Das wissen wir, weil die Chefreporterin der *Welt am Sonntag* ihn jetzt zuhause besuchte und ein bemerkenswertes Interview führte. Für Aufsehen hat ein Zitat gesorgt: „Ich werde definitiv eine Partei gründen“, kündigte Bushido an.

Wie, der Rüpelpopper will jetzt auch in die Politik? Bisher war die Drohung mit einer eigenen Partei ja gescheiterten Ex-Politikern vorbehalten – Oskar Lafontaine, Gabriele Pauli, Karl-Theodor zu Guttenberg. Dessen Koketterie mit der Parteigründung aus dem amerikanischen Exil heraus könnte der Wendepunkt gewesen sein. Die eigene Partei ist – das hat Bushido ganz richtig erkannt – nicht mehr das Vehikel zur Umsetzung politischer Ideen. Sie ist ein Statussymbol, an dem sich bemisst, welchen Celebrity-Status der Promi genießt. Kann er mithilfe langer Interviews und hoher Buch-/Plattenverkäufe genug Anhänger mobilisieren, erschreckt er zumindest etablierte Parteien und beschäftigt Politik-Redakteure wochenlang mit Spekulationen.

Vor seinem Haus in Lichterfelde-West hat Bushido auch einen 500-PS-Mercedes stehen. Aber das ist ja mehr so ein Statussymbol von gestern ... *Jan Pfaff*

**Eventkritik** Die Berliner Band Apparat gab wieder ein Konzert in Tokio, diesmal mit neuem Album „The Devil’s Walk“. Wie kommt das in Japan an?

# Lost in Techno-Translation

**T**okio war für mich der Traum, den man immer vor sich her trägt, sich aber nicht erfüllen kann. Doch trotz der mittlerweile widrigen Umstände in Japan, ergab es sich, dass ich nun endlich hinreisen konnte. Und dass ausgerechnet auch die Berliner Band Apparat, die mir mit ihrem aktuellen Album *The Devil’s Walk* schon so oft den Tag gerettet hat, zur gleichen Zeit dort spielen würde.

Normalerweise beginnen Konzerte in Tokio am frühen Abend. Das von Apparat ist jedoch in eine Clubnacht eingebettet und schon den Club zu finden, fällt mir schwer, denn es gibt in hier kaum Straßennamen und die Adressen bestehen aus Stadtteilen und Wohnblockbezeichnungen. Trotz Lageplan frage ich Passanten um Rat, aber niemand kann Englisch oder traut sich der Unperfektion wegen, es mit mir zu sprechen. In Restaurants zeige ich meist auf Abbildungen und hoffe das Beste, oft gehe ich wieder, weil mir niemand die japanischen Speisekarten übersetzt. Außerdem laufe ich überall Gefahr, verstrahltes Essen zu mir zu nehmen: In den Supermärkten wird Gemüse aus Fukushima verkauft und es bleibt niemals liegen. Endlich im Club angekommen, bestelle ich *Biru*, japanisches Bier. In einem Restaurant wurde es mir im Edeltahlbecher gereicht, hier in einem kleinen Plastikglas.

## Mundschutz im Club

Mittlerweile kenne ich das Line-Up: Apparat werden erst in drei Stunden spielen. Dass ich zum ersten Mal, seit ich in Tokio bin, freies WLAN habe, tröstet nur bedingt darüber hinweg. So vertreibe ich mir die Zeit, indem ich neben dem hell erleuchteten Zigarettenautomaten sitze – Rauchen ist nur auf der Straße verboten – und in dessen Schein ein Buch lese. Ansonsten beobachte ich die Leute. Selbst hier tragen viele einen Mundschutz. Nicht aus Angst vor Krankheiten, sondern um andere nicht mit der eigenen Erkältung anzustecken. Ab und zu begrüßen sich Menschen, doch meist kommen kleine Gruppen, die unter sich bleiben oder Personen sitzen so wie

ich alleine in einer Ecke und warten, manchmal eine hat gar die Augen geschlossen, ist möglicherweise nicht einmal mehr wach. Ganz wie in den U-Bahnen, wo man immer Menschen sehen kann, die in sich zusammengesackt schlafen. Ich bin dort die Einzige, die heimlich hinschaut, denn sonst ist es auf sonderbare Weise so, als seien alle füreinander Luft. Ähnlich ist es nun hier. Kaum jemand tanzt, es findet wenig Interaktion statt. Als zwei Japaner mit MacBooks vor apokalyptischen Videoinstallationen elektronische Musik machen, bleibt die Stimmung unterkühlt.

Erst als die Mitglieder von Apparat die Bühne betreten, fühle ich mich nicht mehr so fremd. Apparat war nicht immer eine Band. Zwar ist Sascha Ring bereits auf der Tour zum Vorgängeralbum *Walls* mit Musikern unterwegs gewesen, jedoch erst jetzt scheint die Wandlung vom Solokünstler zur Band offiziell vollzogen. Es ist mir egal, dass um mich herum Menschen sind, die tagsüber links auf den überfüllten Rolltreppen stehen und rechts gehen und denen

ich immer auf der falschen Seite entgegenkomme, sobald ich gedankenlos durch die Stadt spaziere. Es ist mir egal, dass sie mich nicht verstehen und aus kulturell bedingter Zurückhaltung so tun, als sei ich gar nicht da. Ich lasse mich betören und davongetragen von der sowohl filigranen als auch orchestralen Musik, die nur noch ein bisschen Elektro ist.

Nicht alle, die Apparat noch aus Technozeiten kennen, sind glücklich darüber. Ring hat früher auch so gut wie nie gesungen, auf dem aktuellen Album tut er das ganz oft und so wurden bereits Vergleiche gezogen mit Radiohead. Doch während sich Thom Yorke an den Beschwerlichkeiten des Lebens abzuarbeiten scheint, ist der Gesang hier leichter und sanfter, die Musik von Apparat keine, die dazu einlädt, sich im Schmerz zu winden, sondern sie verbreitet vielmehr das Gefühl positiver Melancholie. Als Rings Gitarre kaputt geht, reicht man ihm ein Ersatzinstrument und kurz darauf ein weiteres. „Ich hab’ doch schon eine!“ sagt er da lachend. Es sind die

ersten deutschen Worte, die ich seit einer Woche höre.

Zwei Nächte zuvor wurde ich von einem Erdbeben geweckt und saß angsterfüllt im wackelnden Bett. Außer mir schien das jedoch niemandem interessiert zu haben. Wie überhaupt das Unglück im April dieses Jahres im Alltag kaum präsent scheint, nur ein paar Menschen an Straßenecken, die für Katastrophenopfer Geld sammeln, erinnern im Alltag an das Unglück. Fukushima und havarierte Atomkraftwerke sind ebenso wenig Thema, nur einige hellblaue Stowenparlakte in den U-Bahnhöfen spielen darauf an. Sie werden jedoch schnell von all den dünnwandigen, schlecht isolierten und mit Klimaanlage beheizten Wohnungen ad absurdum geführt.

## Verhaltene Posen

Im Club ist das Bühnenbild schlicht, lediglich einige kerzenähnliche Lichter strahlen. Ich fühle mich an einen sakralen Ort erinnert und das passt dann auch zur Musik und der Hingabe, mit der jeder dort auf der Bühne spielt und mitgerissen wird vom selbst erzeugten Sog. Immerhin jetzt gehen die Menschen um mich herum wenigstens für kurze Momente aus sich heraus, um alsbald wieder in verhaltenen Posen den Stücken zu lauschen. Das sei hier eben so, bekomme ich später hinter der Bühne lachend gesagt, und dass man sich im Vorfeld darauf eingestellt habe – Ring ist heute nicht zum ersten Mal in Tokio aufgetreten. Obwohl es keine Neuigkeit ist, bin ich fasziniert davon, dass es funktioniert, Menschen mit solch anderen Leben in solch weiter Ferne zu berühren mit den schönen Dingen, die man geschaffen hat. Ich höre, wie ein Europäer auf Englisch neben mir sagt, dass es heikel sei, nun mit dieser Musik aufzutreten, und dass er den treibenden Technosound vermisst habe. Ich schüttele grinsend den Kopf. In einer Stunde fährt die erste Bahn. *Maike Hank*



FOTO: CONSTANTIN FAIK

Ungewohnte Perspektive: Die Berliner Band Apparat spielte in Tokio

Apparat live im HAU2 in Berlin am 19., 20., 21. Dezember 2011

# „Ich würde es wieder machen, wenn jemand fragt“

**Wolfgang Lippert** lässt sich nicht unterkriegen – weder vom ZDF noch von Baumarktjungen oder einer Privatinsolvenz



**P**unkt 13 Uhr hält ein kleiner Geländewagen vor der breiten Fensterfront des Cafés – auf der rechten Fahrbahn der zweispurigen Straße. Der Fahrer bleibt sitzen, telefoniert. Steigt nach einer Weile aus, lässt den Wagen genau dort stehen und betritt das Café. Er trägt ein Holzfällerhemd, halbhohe Cowboystiefel, Jeans. Er guckt sich kurz um und kommt an den Tisch, auf dem ein Exemplar seiner Autobiografie liegt: *Lippi-Bekenntnisse. Unverblühte Plaudereien über ein authentisches Leben.*

**Wolfgang Lippert:** Ah, Sie haben sich verraten!  
**Der Freitag:** Ja, nicht wahr. Haben Sie es gelesen? Nun ja, es ist kein Bestseller, verkauft sich aber ganz gut. Ich habe eben niemanden durch den Kakao gezogen.  
**Dann wäre es ein Bestseller?** Verkauft hätte es sich schon besser. Man kann vieles zu einem Skandal aufblasen, aber ich wollte nur meine Biografie schreiben, mit all den Irrnissen und Wirrnissen. Ich habe mich nicht geschont. Denn ich wollte so dicht wie möglich an der Wahrheit bleiben. Aber es dauert eine Weile, bis man die herausbekommen hat.  
**Wie lange haben Sie gebraucht?** Ein Jahr. Es war ein interessanter Prozess! Denn eigentlich hat man sich sein Leben ja zurechtgelegt, in dem Moment aber, wo man anfängt es aufzuschreiben, verändert es sich. Man korrigiert. Biografie schreiben, das ist so: Man schaut auf sein Leben wie auf – sind Sie aus dem Osten oder Westen?  
**Westen.** Dann Märklin-Eisenbahn. Im Osten heißt das Piko. Man schaut auf die Eisenbahnplatte und sagt sich: Vor dieser Kurve hatte ich so viel Angst, aber danach war alles okay.  
**Wer steuert bei Ihnen die Bahn?** Schon ich selbst, weitestgehend. In manchen Phasen waren es aber auch die anderen.  
**Und was haben Sie korrigiert in der Erzählung über Ihr Leben?** Manchmal waren es nur Sichtweisen auf Ereignisse oder auf mich selbst. Ich glaube, man tut sich nicht gerne weh in der Erinnerung. Aber ein konkretes Beispiel kann ich nicht nennen.

schen und bin neugierig. Aber lange Zeit hatte ich Schwierigkeiten damit, selbst auf die Bühne zu gehen. Der Respekt war groß.  
**Weshalb?** Ich bin auf eine Art ja auf die Bühne geschubst worden, und das ist nun keine Koketterie. Anfangs nannte man mich den einarmigen Sänger, da ich nichts mit dem Arm ohne Mikro anfangen konnte. Ich bin auch nicht jederzeit von mir überzeugt. Die meisten Menschen, die die Bühnen bevölkern, haben einen unendlichen Drang, sich auf etwas Erhöhtes zu stellen. Ich bin mit Leuten lieber auf einer Ebene.  
**Einmal gab es eine Situation in Ihrem Leben, wo Sie sehr wohl auf eine Bühne drängten: Sie haben sich um die Moderation von „Wetten, dass..?“ beworben.** Stimmt. Das müsste ich vielleicht heute nochmal machen. Aber ich glaube, dafür bin ich zu alt.  
**Zu alt?** Ich weiß nicht. Jedenfalls sprechen mich viele an, ob ich das nicht nochmal machen will. Darauf zu antworten ist schwierig, weil es sofort gegen einen verwendet werden kann.  
**Wie meinen Sie das?** Dass man unterstellt, jetzt bringt der sich auch noch ins Spiel. Das ist ja immer doof. Aber damals in den Neunzigern war es wirklich so, dass ich relativ spontan beim amtierenden Chef vorbeigegangen bin und gemeint habe: „Du, ich würde es machen, falls Ihr niemanden findet.“ Dann habe ich mich elegant auf meinen Hacken umgedreht und bin raus. Wäre ich Unterhaltungschef gewesen, mir hätte so ein Auftritt von einem Moderator auch gefallen. Und sagen wir so: Ich hätte die Show damals schon gerne ein bisschen länger gemacht.  
**Das klingt nun kokett – selbstverständlich wollten Sie das, oder?** Man könnte ja auch den Eindruck haben, ich hätte nicht mehr gewollt. *Er bekommt einen lauten Lachanfall.*  
**Sagen wir so: Die offizielle Erzählung geht anders.** Na klar, die haben meinen Vertrag nicht verlängert. Aber ich war stolz, dass ich die Quote gehalten habe. Wir waren auch ein tolles Team. Alle hatten die gleiche Angst, das hat uns zusammengeschießt.  
**Sie hatten Angst vor der XXL-Samstagabend-Show?** Das Format unterschied sich gar nicht so sehr von unseren großen Sendungen. „Glück muss man haben“ hatte eigentlich dieselbe Opulenz. Neu war für mich die Dimension der Sendung. Die Eurovision, Deutschland, Österreich, Schweiz, die vielen Augen, die auf

mir ruhten – plötzlich ist man eine große Projektionsfläche.  
**Insbesondere als erster Ostdeutscher, der ein so erfolgreiches Westformat kurz nach der Wiedervereinigung moderierte ...** Meine große Naivität bestand in der Annahme, dass ich nur eine Sendung moderieren sollte. Plötzlich hieß es aber: Hey, da nimmt sich einer aus dem Osten das Tafelsilber! Eine Journalistin fragte mich mal, ob ich jetzt Thomas Gottschalk vom Sockel gestoßen hätte. Dabei hatte ich doch nur zu ihm gesagt: „Rück mal ein Stück.“  
**Sie wollten sich neben ihm auf den Sockel stellen?** Ja. Ich wollte nie Krieg, es muss doch auch anders gehen! Aber da wird immer verglichen, bis hin zur Nase, die Gottschalk aber ganz anders gehalten habe.  
**Sie würden heute trotzdem sagen: Ich mache das nochmal?** Mich wird keiner fragen. Aber wenn, dann würde ich das nochmal machen, ja.  
**Könnten Sie heute anders mit den Erwartungen umgehen?** Ich glaube, das wäre wieder dieselbe Situation – eine große Vorführrunde. So viel hat sich in den 20 Jahren nicht verändert.  
**Sie meinen, was die Annäherung zwischen Ost und West angeht?** Heute sind ja viele Weltprobleme dazugekommen, die Leute wissen gar nicht mehr, worum sie als erstes besorgt sein sollen. Ich glaube, es wird abseits der Nostalgie noch eine Weile dauern, bis sich die Menschen annähern.  
**Weshalb?** Die Einheit kam ja sehr schnell. Wir müssen uns immer noch kennenlernen. Viele machen das, aber andere waren noch nie im Osten! Das finde ich seltsam.  
**Es dominieren die Vorurteile?** Oftmals ja. Mir ist schon passiert, dass eine junge Fernsehredakteurin meinte: „Also, Ihr Buch geht ja runter wie Butter, aber warum Sie 20 Jahre nach der Einheit immer noch von Westbesuch sprechen, das verstehe ich nicht.“  
**Und, weshalb?** Meine Antwort war: „Wissen Sie, wir hatten damals im Osten so etwas wie Ironie, ich habe das Gefühl, das stirbt so langsam aus.“

**„Showleute erhöhen sich gerne. Ich bin mit anderen lieber auf einer Ebene“**

## Kfz-Mechaniker, Entertainer, Lieblingsossi von Peter Boenisch

**Wolfgang Lippert**, geb. 1952 in Berlin, begann seine Karriere Ende der Siebziger mit einem Klavier- und Gesangsstudium in Berlin. Daran schloss er nahtlos eine Ausbildung zum Kfz-Mechaniker an, auf die er eine Assistenz beim bekannten Berliner Fotografen Arno Fischer folgen ließ. Er ist verheiratet und lebt in Berlin und auf Rügen.

seiner Rockband wurde eine DDR-Fernsehredakteurin auf Lippert aufmerksam und bot ihm die Moderation der Kindersendung „He – Du“ an. 1984 bekam er seine erste abendfüllende Show im DDR-Fernsehen („Meine erste Show“), von 1988 bis 97 moderierte er „Glück muss man haben“, zudem „Ein Kessel Buntes“. 1989 gelang dem populären Ost-Unterhaltungskünstler („Lippi“) ein Überraschungsauftritt in Frank Elstners Show „Nase vorn“.

Anschließend durfte er als erster DDR-Moderator eine Sendung im Westfernsehen produzieren („Stimmt’s“).  
**Musik** Seinen ersten und größten Hit landete Lippert bereits 1983 mit dem legendären Schlager „Erna kommt“. Seit 2000 ist er bei den Störtebeker-Festspielen auf Rügen zu sehen.  
**Der „Lieblingsossi“** Das war er, wie Lippert gerne erzählt, für Peter Boenisch, Ex-Regierungssprecher von

Kohl sowie *Bild*-Chef. Für viele andere war er eher Lieblingsoffenbild, vor allem als er 1992 neunmal „Wetten, dass..?“ moderierte. Oder als er 2002 Insolvenz anmelden musste, da u. a. seine Investition in das von der Treuhand gekaufte Kino „Union“ gescheitert war. Oder nach dem Vorfall in einem Baumarkt, bei dem bis heute nur feststeht, dass sich eine Zange unbezahlt in seiner Jacke befand. Nicht warum. *SL*



Er werde sich durchboxen, sagte Wolfgang Lippert bei seiner letzten „Wetten, dass..?“-Show mit Henry Maske

Für uns war eine Subebene nötig, daher waren wir auch mit Ironie sehr vertraut.“ Zwei Tage später rief mich die Redakteurin an und meinte, sie habe das Kapitel jetzt nochmal mit Ironie gelesen, das sei ja ganz duftig.  
**Warum besagt eines der hartnäckigsten Klischees, dass Ostdeutsche keinen Humor hätten?** Also, ich habe eher ein anderes Gefühl – aber da können Sie mal sehen, wie das ist, wenn man die Sichtweisen abgleicht.  
**In den Kritiken zu „Wetten, dass..?“ konnte man lesen, dass Sie nicht selbstironisch seien.** Dazu kann ich nur sagen: Ich war ja der erste Moderator, der grenzüberschreitend tätig war. Und zwar 1988 bei Radio Bremen, ich durfte in unmittelbarer Nachbarschaft von Hape Kerkeling eine Show produzieren.  
**Das durften Sie?** Es war gerade mal so erlaubt, eine ganz komplizierte Sache. Ich glaube, dass sich jemand Hohes dafür starkgemacht hat, vermutlich der Kulturminister. Viele Jahre lang wurde ich immer wieder für Westsendungen angefragt, durfte aber nie auftreten. Gegen Ende der Achtziger wollten aber auch in der DDR viele eine Veränderung und nicht mehr als die Deppen Deutschlands dastehen. Die sind nur nicht alle als Helden im Rampenlicht.  
**Sie waren nie politisch engagiert?** Nein, ich war weder in der FDJ noch später in der SED. Ende der Achtziger war das System einfach schon sehr löchrig.

**„Ich wollte kein Berufsverbot, die Frage ist nur, inwieweit man sich verbiegt“**

**Haben Sie mit Ihren Unterhaltungssendungen das System nicht auch gestützt?** Grundsätzlich finde ich Unterhaltung überhaupt nichts Schöbigen. Es ist schön, wenn Menschen sich unterhalten. Aber einen Moment gab es, in dem ich unendlich traurig darüber war, wie ein Hampelmann auf der Bühne zu stehen, während Tausende auf die Straße gingen. Gorbatschow war zu Besuch, ich moderierte ein Fest. Es gab Punkte, an denen man sich entscheiden musste. Aber ich habe zum Beispiel eine Petition von Musikern unterschrieben. Mein Name war vermutlich der bekannteste auf der Liste. Ich hätte mich geschämt, meinen Hintern nicht hinzuhalten. Aber wohl war mir dabei gar nicht.  
**Sie hatten Angst?** Ich wollte kein Berufsverbot und wieder Abflüsse reparieren müssen oder so. Jeder möchte doch seinen Status behalten, die Frage ist nur, inwieweit man sich verbiegt. Aber eigentlich wollte ich zuvor auf was ganz anderes hinaus ...  
**Stimmt, ich hatte Sie unterbrochen, wir waren beim Humor ...** Bei Radio Bremen war meine Erfahrung, dass ich direkter werden musste, weil meine Ironie nicht verstanden wurde. Aber ansonsten habe ich von den Ost-Vorurteilen gar nichts gespürt. Es war eher eine euphorische Zeit: Wenn man als kleines, graues Huhn aus dem Stall raus darf und so eine richtige Biege fliegen, mit dem Gefühl: hey, haste gesehen, icken! Das war toll.  
**Was glauben Sie, wie bewahrt man sich die eigene Würde?** Generell kann ich das nicht sagen. Ich persönlich habe es geschafft, aber ich bin auch so ein Typ. Das hat mit Prägung zu tun, und ich hoffe, Sie lachen mich jetzt nicht aus, aber meine Eltern haben mir immer das Gefühl gegeben, dass es wichtig ist, dass ich da bin.

**Die Sinnfrage stellte sich nie?** Nein. Ich kenne aber viele Menschen, die das tun. Da denke ich immer: Warum zweifeln die ständig? In einer philosophischen Anwendung, als ich mit meinem Buch in der Schlussphase war, habe ich dieses Wort Enttäuschung mal auseinandergenommen: Es bezeichnet im Grunde das Ende einer Täuschung.  
**Sie kamen darauf, weil Sie selbst Enttäuschungen erlebt haben?** Ja, natürlich. Jeder muss Fertigkeiten entwickeln, um über Enttäuschungen hinwegzukommen. Ich bin auch der Meinung, dass Erfolg eine Leihgabe ist. Manchmal muss man die Chuze haben, zu sagen: Dann eben nicht. Und dann tippt dir, wenn du Glück hast, jemand auf die Schulter und sagt: War nicht so gemeint.  
**Und am besten: Komm doch zurück!** Genau, komm zurück!  
**Hat Sie die Kritik an Ihrer Moderation von „Wetten, dass..?“ nicht auch gekränkt?** Ein Freund von mir meinte mal, er wäre schon längst tot, wenn ihm das alles passiert wäre. *Er lacht wieder, sehr lange.* Aber man muss das alles da hinstecken, wo es hingehört: in den großen Setzkasten des Lebens.  
**Nachdem Sie sich mit Immobilien verspekuliert hatten und Insolvenz anmelden mussten, waren einige Medien sehr gehässig.** Naja, das Wegstecken gelingt auch nicht immer. Aber ich sag mal so: Ich kann auch niemand anderen für meine Blödheit beschuldigen. Denn es war Blödheit. Vielleicht auch ein bisschen Gier, die bekanntlich Hirn fressen soll. Aber ich bin absolut nicht der Einzige, dem es so erging.  
**Kennen Sie das Märchen „Hans im Glück“?** Ja, klar.  
**Hans tauscht etwas naiv all sein Hab und Gut ein, steht am Ende mit nichts da, ist aber glücklich. Geht es Ihnen so?** Nein, ich bin da ganz altmodisch und habe gerne ein bisschen Geld. Man hat ja auch Familie und ist nicht nur für sich selbst verantwortlich. Aber es muss nicht so unendlich viel Geld sein.  
 Das Gespräch führte **Susanne Lang**



Wenn Fred Hackleman und Weihnachten einander hätten aus dem Weg gehen können, hätten sie das getan. Er war Junggeselle, Lokalredakteur und ein Zeitungsenie, und ich arbeitete drei unerträgliche Jahre lang als Reporter für ihn. Soweit ich das beurteilen konnte, hatten er und der Geist der Weihnacht wohl gemeinsam wie ein Kater auf dem Bauernhof und die Audubon-Gesellschaft zur Erforschung und Pflege der Vogelwelt.

Und er war in vieler Hinsicht wie ein Bauernkater. Er war ein Einzelgänger, trügerisch selbstgefällig und faul, sowie schnell mit den scharfen Krallen seiner Autorität und Geisteskraft.

Er war Mitte vierzig, als ich für ihn arbeitete, und er hatte scheint's nicht nur den Respekt vor Weihnachtem, sondern auch vor der Regierung, der Ehe, dem Kommerz, dem Patriotismus und so ziemlich jeder weiteren wichtigen Einrichtung verloren, die man aufzählen konnte. Die einzigen Ideale, die ich ihn je erwähnen hörte, waren knappe Leitartikel, gute Rechtschreibung, Genauigkeit und Tempo beim Berichten von der Dummheit des Menschengeschlechts.

Ich kann mich nur an ein einziges Weihnachten erinnern, währenddessen er, schwach, so etwas wie Freude und guten Willen abstrahlte. Aber das war ein Zufall gewesen. Zufällig hatte am 25. Dezember ein Ausbruch aus einem Gefängnis stattgefunden.

Ich kann mich an ein anderes Weihnachten erinnern, als er einer Umschreibe-Trine zusetzte, bis sie weinte, weil sie in einer Geschichte geschrieben hatte, ein Mann sei hingeschieden, nachdem er von einem Güterzug überfahren worden war.

„Wo genau ist er hingeschieden? Ist er aufgestanden, hat sich abgeklopft, gekichert und ist dann weiter dorthin geschieden, wohin er hatte scheiden wollen, bevor das kleine Missverständnis mit der Lokomotive passierte?“, erkundigte sich Hackleman.

„Nein.“ Sie biss sich auf die Unterlippe. „Er ist gestorben, und ...“

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Er ist gestorben. Nachdem die Lok der Kohlenwagen, 58 beladene Güterwagen und der Dienstwagen ihn überrollt hatten, ist er gestorben. Das können wir unseren Lesern sagen, ohne Angst vor Widerspruch. Erstklassige Berichterstattung –, er ist gestorben. Ist er in den Himmel gekommen? Ist er dorthingeschieden?“

„Ich – ich weiß nicht.“

„In Ihrer Geschichte steht aber, dass wir das wissen. Hat der Reporter geschrieben, er hätte die zuverlässige Information, dass der tote Mann jetzt im Himmel ist – oder auf dem Wege dorthin? Haben Sie den Geistlichen des Mannes interviewt, ob er auch nur den Hauch einer Chance hatte, in den Himmel zu kommen?“

Sie brach in Tränen aus. „Ich hoffe es“, sagte sie wütend. „Ich habe versucht zu sagen, ich hätte gehofft, dass er in den Himmel kommt, und es tut mir nicht leid!“ Sie ging davon, schnäuzte sich und blieb bei der Tür stehen, um Hackleman böse anzustarren. „Weil Weihnachten ist“, sagte sie weinend und verließ die Zeitungswelt für alle Zeiten.

„Weihnachten?“ sagte Hackleman. Er schien verdutzt und sah sich im Raum um, als hoffte er, jemand könnte ihm das Fremdwort übersetzen. „Weihnachten?“ Er ging zum Kalender an der Wand und fuhr mit dem Finger die Daten entlang, bis er zum 25. kam. „Ach, das ist das mit den beiden roten Zahlen. Hm.“

Aber die Weihnachtszeit, an die ich mich am besten erinnere, ist die letzte, die ich mit Hackleman verbrachte –, als das große Verbrechen begangen wurde, der Überfall, der von Hackleman freudig zum ruhmlosesten Verbrechen in der Geschichte der Stadt ausgerufen wurde. Es muss so um den 1. Dezember herum gewesen sein, als ich ihn sagen hörte, während er seine Morgenpost überflog. „Verdammt, wie kann nur ein einzeln Mensch in seiner kurzen Lebensspanne soviel Ruhm einheimsten?“

Er rief mich an seinen Schreibtisch. „Es ist einfach nicht gerecht, dass alle Ehren, die sich Tag für Tag in diese Redaktionsräume ergießen, nur der Geschäftsleistung zuteil werden“, sagte er. „Euch, den Malochern und Rackerern, stehen die Ehren eigentlich zu.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte ich.

„Deshalb werde ich Sie, anstatt Ihnen die Gehaltserhöhung zu geben, die Sie sich so ehrlich verdient haben, zu meinem Assistenten machen.“

„Redaktionsleistungsassistent für Lokales?“

„Es kommt noch dicker. Mein Junge, Sie sind jetzt Stellvertreterder Direktor der Öffentlichkeitsarbeit für den Alljährlichen Weihnachtsfestbeleuchtungswettbewerb. Ich wette, Sie haben gedacht, mir wäre die brillante, selbstose Arbeit, die Sie für die Zeitung leisten, gar nicht aufgefallen, stimmt’s?“ Er schüttelte mir die Hand. „Nun, hier ist Ihre Antwort. Glückwunsch.“

„Danke. Was soll ich tun?“

„Der Grund, weshalb Führungskräfte jung sterben, ist darin zu suchen, dass sie nicht wissen, wie man Autorität delegiert“, sagte Hackleman. „Was jetzt kommt, dürfte mein Leben um zwanzig Jahre verlängern, denn hiermit delegiere ich meine volle Autorität als Öffentlichkeitsarbeitsdirektor, die mir soeben von der Handelskammer angetragen wurde, an Sie. Die Tür zum Erfolg steht Ihnen weit offen. Wenn Ihre Öffentlichkeitsarbeit den diesjährigen Weihnachtsfestbeleuchtungswettbewerb zum größten, hellsten Weihnachtsfestbeleuchtungswettbewerb in der Geschichte der Weihnachtsfestbeleuchtungswettbewerbe macht, sind Ihrer Karriere in der Welt des Journalismus keinerlei Grenzen nach oben mehr gesetzt. Wer weiß denn schon, ob Sie nicht der kommende Öffentlichkeitsarbeitsdirektor der Nationalen Rosinen-Wohnde sind?“

„Ich fürchte, ich bin nicht sehr vertraut mit dieser speziellen Kunstform“, sagte ich.



„Kinderleicht“, sagte Hackleman. „Die Teilnehmer behängen ihre Häuserfronten mit bunten Glühbirnen, und der Mann mit der höchsten Stromrechnung hat gewonnen. Soviel zum Thema Weihnachten.“

Als pflichtbewusster Stellvertreterder Öffentlichkeitsarbeitsdirektor machte ich mich über die Geschichte der Veranstaltung schlau und erfuhr, dass der Wettbewerb, außer während der Kriegsjahre, seit 1938 jedes Jahr stattgefunden hatte. Der erste Sieger hatte mit einem zwei Etagen hohen Weihnachtsmann gewonnen, dessen Umriss in Glühbirnen auf der Häuserfront abgebildet war. Der nächste Sieger hatte riesige Sperrholz-Glocken ins Rennen geschickt, aus Glühbirnen gebildet und am Giebel hängend, die hin und her schwangen, während ein Lautsprecher, im Strauchwerk verborgen, Bim-Bam machte.

Und so ging das: Jeder Sieger übertraf den Sieger des Vorjahres, bis kein Teilnehmer ohne die Hilfe eines Diplomingenieurs auch nur den Hauch einer Chance hatte, und am Abend der Ausscheidung, Heiligabend, waren die Elektrizitätswerke gefährlich überlastet.

Hackleman wollte, wie ich bereits sagte, nichts damit zu tun haben. Aber zu seinem Unglück war der Verleger der Zeitung gerade zum Präsident der Handelskammer gewählt worden und erbot, weil einer seiner Angestellten sich um eine Bürgerpflicht drückte.

Der Verleger erschien selten in der Lokalredaktion, aber seine Besuche waren stets unvergesslich –, besonders der Besuch, den er der Redaktion zwei Wochen vor Weihnachten abstattete, um Hackleman über seine zweifache Rolle in der Gemeinde zu unterrichten.

„Hackleman“, sagte er, „jeder, der bei diesem Blatt arbeitet, ist nicht nur Zeitungsmensch, sondern auch aktiver Bürger.“

„Ich gehe wählen“, sagte Hackleman. „Ich zahle meine Steuern.“

„Und damit hat sich's dann auch schon“, sagte der Verleger vorwurfsvoll. „Seit zehn Jahren sind Sie Lokalredakteur, und seit zehn Jahren tauchen Sie unter, wenn es um die Bürgerpflichten geht, die auf einen Mann in einer solchen Position zukommen –, wälzen sie auf den nächstbesten Reporter ab.“ Er zeigte auf mich. „Es ist eine schallende Ohrfeige ins Gesicht der Gemeinde, grüne Jungs wie diesen eine Arbeit machen zu lassen, die die meisten Bürger als große Ehre betrachten würden.“

„Ich habe keine Zeit“, sagte Hackleman mürrisch.

„Nehmen Sie sich die Zeit. Niemand verlangt von Ihnen, dass Sie achtzehn Stunden pro Tag in der Redaktion verbringen. Das ist Ihre Idee. Es ist nicht nötig. Gehen Sie hin und wieder mal mit Ihren Mitmenschen aus, Hackleman, besonders jetzt. Es ist Vorweihnachtszeit, Mann. Klemmen Sie sich hinter den Wettbewerb und ...“

„Was soll mir Weihnachten?“ sagte Hackleman. „Ich bin nicht religiös, ich habe keine Familie, und von Eierpunsch kriege ich Gastritis, also zur Hölle mit Weihnachten.“

Der Verleger war verblüfft. „Zur Hölle mit Weihnachten?“, sagte er, hohl, heiser.

„Gewiss“, sagte Hackleman.

„Hackleman“, sagte der Verleger gelassen, „ich befehle Ihnen, aktiv an diesem Wettbewerb teilzunehmen –, die sich von der allgemeinen Weihnachtssimmung anstecken zu lassen. Wird Ihnen gut tun.“

„Ich kündige“, sagte Hackleman, „und ich glaube nicht, dass Ihnen das gut tun wird.“



Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.



Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.

Kurt Vonnegut, 1922–2007, zeigt auf dem Bild seine Frau Jane und ihren Sohn Harry Rowohlth.



Männersache  
Frauensache

## Gender Gap: Warum verdienen Frauen weniger als Männer?

Das Lied wird angestimmt, seitdem sich Männer und Frauen auf einem einzigen Arbeitsmarkt umherschubsen. Während Hänsel kräftig Gold scheidet, muss Gretel froh sein, wenn sie drei Viertel davon abgreifen kann, selbst wenn sie so alt ist, genauso viel kann und (noch) keinen Anhang hat: 23 Prozent, sagt das Statistische Bundesamt, liegt das durchschnittliche Gehalt eines Mannes über dem seiner Konkurrentin.

Das kann doch nicht mit rechten Dingen zugehen im Zeitalter von gender mainstreaming, Unisex und öffentlich beklagtem Fachkräftemangel! Sind die Frauen einfach zu doof, ihre historische Chance zu ergreifen? Und selbst schuld an ihrer „Selbstverzwergung“, wie es der Spiegel jüngst so niedlich umschrieb. Den Mädels, heißt es dort, fehle das nötige Selbstbewusstsein, sie könnten einfach nicht richtig feilschen. Oder im Jargon der FTJ: Sie leiden am „Bescheidenheits-Gen“. Also kriegt der Betriebswirt 50.000 Euro als Einstiegsdroge per anno plus Dienstwagen, während seine weibliche Konkurrentin nur 40.000 nach Hause bringt und sogar mit dem Fahrrad zu wichtigen Terminen fährt. Kommt nicht so gut, aber frau wollte bei den Verhandlungen „den Bogen nicht überspannen“ (und ist ohnehin viel umweltbewusster).

Gender pay gap nennt sich dieses Phänomen. Ungleiches Lohn für gleiche Arbeit. Ein Friedrich und eine Friederike hätten dieses Problem im 19. Jahrhundert noch nicht gehabt; einerseits, weil Friederike ohnehin außen vor war und gar nicht mit ihrem Friedrich hätte konkurrieren können. Zum anderen, weil der Arbeitsmarkt damals noch hübsch separiert war: hie die Männlein, dort die Weiblein. Erst mit den Fabrikarbeiterinnen, von den Genossen als üble „Schmutzkonzurrenz“ diffamiert, wurde sichtbar, was der olle Marx dann ein bisschen umständlich ausklamüserte: Dass sich der Lohn nämlich nicht nach dem bemisst, was einer leistet, sondern danach, was notwendig ist, sich und die seinen so halbwegs über Wasser zu halten. Bemessen am Status, versteht sich. Und natürlich für den Mann als Haupternährer.

In den Fabriken benachteiligte man die Frauen, indem man sie in die so genannten Leichtlohngruppen absob, und der Zoff um die Abschaffung dieser diskriminierenden Struktur ist noch gar nicht so lange her. Gegen sie kämpften die Frauen übrigens mit vereinten Kräften. Auch beim Mindestlohn geht es heute noch auffallend oft um „Frauen“-branchen. In der höheren Liga und der außerbetrieblichen Zone wird das kollektive Fighten schon ein Problem: Denn da geht's ja erst mal drum, den Konkurrenten wegzudrücken und den Job zu ergattern, mit Chuzpe und Ellenbogen. Möglicherweise greifen da auch eingeübte Verhaltensstrategien, weibliche Zurückhaltung oder männliche Frechheit.

Nur: Wer darin den Grund für die eklatanten Gehaltsunterschiede – die sich nach oben übrigens noch verstärken – erkennen will, liegt falsch. Nicht Frauen ohne Boxhandschuhe sind das Problem, sondern die offenbar noch immer vorherrschende Vorstellung, Frauenarbeit sei entweder Zubrot oder Hobby. Solange die Chefs glauben, familiäre Verpflichtungen hätten in der Kalkulation nichts zu suchen, solange es um Frauen geht, bleibt alles wie es ist. Wie wär's, wenn Frauen mal Freistil übten, nicht für dicke Gehälter, sondern für die nicht nur symbolische Anerkennung dieses Teils gesellschaftlicher Arbeit? Ganz ohne Selbstzweifel. Und gemeinsam.

Ulrike Baureithel

Ulrike Baureithel lernte Buchhändlerin (Weiberbranche!), studierte geisteswissenschaftliche Orchideen und gründete mit dem Freitag 1990 ein Selbstausbeutungsprojekt; immerhin aber Erfahrungen im Feilschen auf dem sogenannten freien Markt



Nicht eindeutig: Die Einladungen zu Pet-Shop-Bears-Partys lassen in der Schwebe, auf welche schwulen Rollenbilder man dort trifft



# Und jetzt mal umgedreht

**Fließende Grenzen** Auch bei Homosexuellen wird alles unübersichtlicher – viele spielen heute mit alten Klischeevorstellungen

■ Sophia Hoffmann

Die Stimmung in der Kantine des Berliner Techno-Clubs Berghain ist ausgelassen. Das Publikum besteht aus gutangezogenen Männern zwischen 20 und 40, einige Frauen verlieren sich im Raum. Statt Darkrooms, die eigentlich das verruchte Image des Berghain begründen, gibt es hier gemütliche Sofas im Schein eines Kaminfeuers. An diesem Abend findet eine Party der schwulen Veranstaltungsreihe „Pet Shop Bears“ statt, keine Spur von wilden Fuck-Partys.

Man kann dafür ein Lieblingsspiel der homosexuellen Szene beobachten – das Unterlaufen und Umdeuten schwuler Klischees. Überzeichnete Stereotypen gelten seit jeher als elementarer Bestandteil schwuler Kultur. Sie sind verankert in unseren Köpfen und im Mainstream der Unterhaltungsindustrie. Jeder kennt etwa die Village People (mit ihren übertriebenen Archetypen: Cowboy, Indianer, Bauarbeiter, Polizist, Biker) oder Queen-Videos, in denen Freddie Mercury mit Schnurrbart und Lederminirock „I want to break free“ singt.

Auch der Name „Pet Shop Bears“ ist ein Weiterdreh eines klassischen schwulen Stereotyps, des Bären. Zur Bear Community zählen sich kräftige, teils muskulöse (Muscle Bear), teils übergewichtige (Chubbies) Männer mit starker Körper- und Gesichtsbehaarung, die sie stolz ihrer Anhängerschaft (Admirer) präsentieren. Der Ursprung ist einerseits in der homosexuellen US-Biker-Szene der 1970er Jahre zu suchen, aus der Gruppierungen von Leder-Fetischisten hervorgingen. Zugleich gab es auch in verschiedenen europäischen Ländern wie Deutschland und Großbritannien erste „Clubs für Bartmänner“. Neben regelmäßig erscheinender Bear-Fachliteratur gibt es heute internationale Bear-Schönheitswettbewerbe und Treffen mit tausenden Teilnehmern. Auf Wikipedia findet man allein 20 Unterbegriffe zur differenzierten Bezeichnung unterschiedlicher Bärenstypen.

Im Schein des Kaminfeuers auf einem Sofa sitzt Billy, der seinen echten Namen lieber für sich behalten möchte. Billy ist Anfang 30, er arbeitet in der Modebranche und ist eher klein, schwächig und bartlos. Aber er habe ein Faible für Bears, sagt er,

weshalb er von der Party hier auch enttäuscht sei, keine echten Bären. Nur ein paar dezent bärtige Männer, aber die glattrasierten sind deutlich in der Mehrheit. Billy sagt, er hätte sich den Flyer wohl genauer ansehen sollen. Dann wäre ihm der selbstironische Ton und das Wortspiel aus Pet Shop Boys und Bears aufgefallen. Er beobachtet in seinem Bekanntenkreis zurzeit häufig, dass junge Schwule mit althergebrachten Vorstellungen brechen oder diese karikieren wollten.

### Je prolliger, desto schwuler?

Wie viele Schwule sagt auch Billy, dass er selbst kein Problem damit habe, sich in homosexuellen Klischees widerzuspiegeln. Im Gegenteil, sie seien gerade in der Zeit nach dem Coming Out nützlich um die eigene Identität zu finden und seine Vorlieben genauer einzugrenzen. Dennoch folgt als Reaktion auf die alltägliche Konfrontation mit diesen Bildern oft auch der Wunsch, Brüche zu erzeugen, um neue Bilder zu schaffen.

Nirgends lässt sich das deutlicher sehen als auf Kontaktportalen wie Gay Romeo. Zusätzlich zu den klassischen Liebhabern des verbreiteten Sneakers-Socken-Sportswear-Fetichs wachse dort etwa in den letzten Jahren die Anhängerschaft der sogenannten Prolls, erzählt Billy. In einschlägigen Foren präsentieren sich Männer mit Six-Pack, Jogginghosen, dicken Halsketten und akkurat gestutzten Faden-Bärtchen, die man eher in dörflichen Großraum-Disco beim „Schnecken checken“ vermuten würde als auf der Suche nach anderen Männern. Es sind gestählte, einparfümierte Machos mit stolzgeschwelltem Geschlecht, die eine geradezu comicfigurenartige Übersexualität ausstrahlen.

Das sei eine Reaktion auf die medial endlos wiederholte These von der Metrosexualität der Hetero-Männer, ist Billy überzeugt. Sogar die konservative Welt schrieb bereits vor einiger Zeit, dass Hetero-Männer mittlerweile Schwule als ihre Lifestyle-Vorbilder ansehen würden. Aber wenn die Heteros heute so sehr auf ihr Äußeres achten und den schwulen Lebensstil kopieren, müssen sich Homosexuelle durch etwas anderes abgrenzen. Und wie könnte man die nun fließenden Grenzen besser illustrieren als durch grotesk überzogenen Proll-Style?

Oft ist das Klischee des Prolls allerdings auch gekoppelt an die Vorstellung von einem Bisexuellen, der in einer heterosexuellen Verbindung lebt, aber ab und zu ein Gastspiel auf der anderen Seite gebe. Und das sei gar nicht so abwegig, meint Billy, stoße man im Netz doch immer häufiger auch auf Männer vor allem türkischer oder arabischer Abstammung, die ausschließlich an aktivem Sex interessiert wären. Diese Form der Homosexualität werde im islamischen Kulturkreis am ehesten geduldet. Mit einem zunehmenden Bevölkerungsanteil von Migranten wächst auch deren Präsenz in der Szene – und das trägt zu einer weiteren Ausdifferenzierung schwuler Rollenbilder bei.

Wachsender Beliebtheit in den letzten Jahren erfreut sich auch eine andere Gruppe: das Gay Skinhead Movement. 1999 schuf Kult-Regisseur BruceLaBruce mit seinem Film SkinFlick bereits eine Hommage an die Bewegung, doch ihr kontroverses

### Wenn Hetero-Männer schwulen Lebensstil kopieren, wird Abgrenzung schwierig

Image und das Verwischen der Grenzen hat gerade heute bei jüngeren Männern wieder eine große Anziehungskraft. Die meisten schwulen Skins folgen dabei keiner politischen Intention, sie schmücken sich lediglich mit den Insignien und Outfits von Skinheads – und empfinden diese als erotisierend. Der Sexualwissenschaftler Erwin Haerle stuft dieses Phänomen daher politisch als harmlos ein: „Das ist eine Kostümierung, um sich von allem Tuntenhaften abzusetzen. Früher war man eben Lederkerl oder hat sich ein Holzfällerhemd angezogen.“

Deshalb können Gay Skins auch weder der linken noch der rechten Skin-Szene zugeordnet werden, sie organisieren sich zum

größten Teil eigenständig. Doch es geht dabei nicht ausschließlich um die Optik. Das Spannungsfeld zwischen Unterwerfung und Macht bekommt bei schwulen Skins besondere Bedeutung. Und es ist wohl auch ein Stück Angstlust dabei, wenn man über die Kleidung die Rolle des Opfers abgibt und sich die Identität des eigentlich verhassten und gefürchteten Gewaltgegners überstülpt.

### Toleranz kann langweilig sein

Vor allem letzteres Beispiel mag ein sehr radikaler Zugang zur Umkehrung des Bekannten sein. Doch schlägt man an dieser Stelle den Bogen zurück zur Berliner Party-Szene abseits von Bear-Treffen, wird deutlich, wie groß das Bedürfnis nach scharfen Kontrasten ist. Zwischen Fashion-Event, Afterhour-Party und Shop-Opening verschmelzen die Protagonisten dieser Szene zunehmend zu einem – zugegeben gutaussehenden und oft fotogenen – aber immer undefinierbaren Unisex-Einheitsbrei. Mädchen sehen aus wie Jungs, von vorne wie von hinten – und dass jeder zumindest mal probierhalber mit jedem schlafen kann, gehört zum guten Ton der modernen Bohemians. Es sind die Früchte eines jahrzehntelangen Kampfes um Toleranz, Gleichstellung und Weltoffenheit, die hier genossen werden. Nur kann grenzenlose Toleranz auf die Dauer auch etwas langweilig sein. So ist das mit den Kindern der Revolution: Wer nicht kämpfen muss, geht halt feiern.

Und während die einen damit beschäftigt sind, sich einen Spaß daraus zu machen althergebrachte, verkrustete Gay Images zu veräppeln und dabei auch mal den einen oder anderen enttäuschten Gast auf ihren Partys riskieren, begeben sich die anderen eben in martialischere Gefilde, um der Lethargie einer überaufgeklärten, hedonistischen Party-Clique zu entfliehen.

Am Kaminfeuer des Berghain lächelt Billy jetzt. Gerade hat doch noch ein ziemlich haariger Partygast den Raum betreten, ein Bär alter Schule. Er sieht sich irritiert in der glattrasierten Menge um. Billy verabschiedet sich, er wird mal zu ihm rüber gehen.

Sophia Hoffmann kommentierte für den Freitag zuletzt die neue Farbkombination der SPD, die diese bei ihrem Parteitag präsentierte

# „Seifengeruch geht nicht“

**Düfte** Parfümeur Christophe Laudamiel hat auch den Geruch von Weichspüler erfunden. Aber wie riecht eigentlich Frische?

**D**er hochgewachsene Franzose mit Irokesen-Haarschnitt und alterslosem Gesicht hat einige der bekanntesten Düfte für die größten Marken kreiert. Darunter den erfolgreichsten Herrenduft aller Zeiten Polo Blue für Ralph Lauren. Christophe Laudamiel sagt, er habe sich selbst in der Figur des Grenouille wiedererkannt, dem genialen Sonderling aus Patrick Süskinds *Das Parfum*. In seiner Branche gilt Laudamiel als Enfant terrible unter den Star-Parfümeuren. Der Kritiker Luca Turin nannte seine Kreationen die „betörendsten, schwindelerregendsten Akkorde, die ich seit Jahren gerochen habe“.

**Der Freitag: Herr Laudamiel, wir möchten mit Ihnen über Weichspüler sprechen. Bevor Sie einer der fragtesten Parfümeure wurden, waren Sie sechs Jahre lang Duftstoff-Entwickler für Wasch- und Spülmittel bei Procter&Gamble ...**

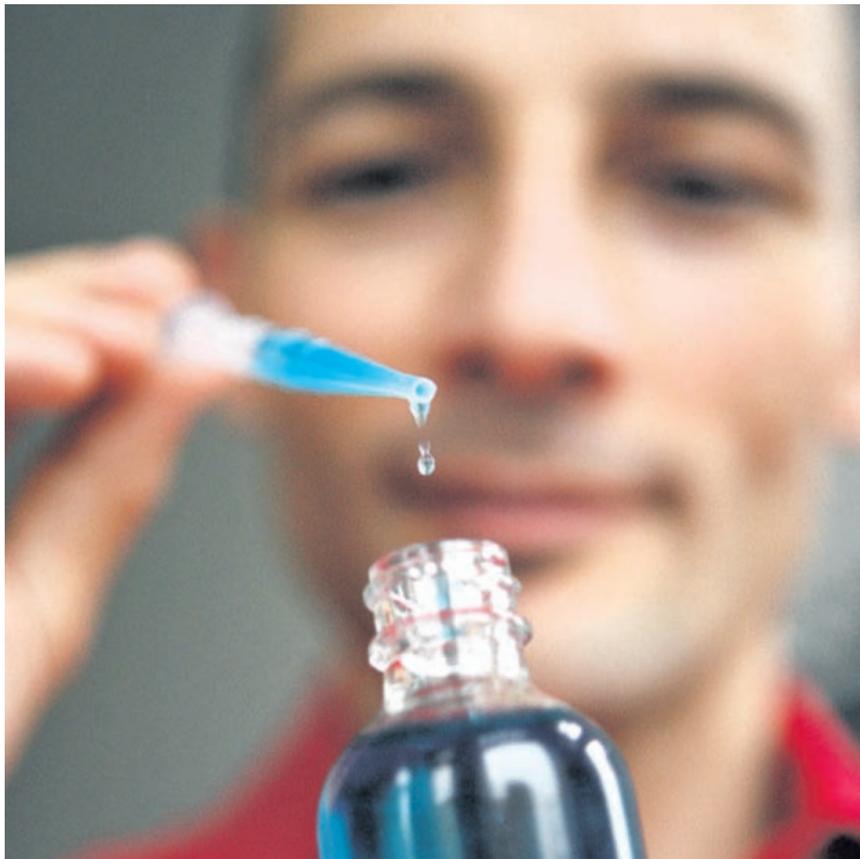
**Christoph Laudamiel:** Ja, richtig. Ich war zuständig für Lenor Europa und für Flüssigspülmittel in Europa und Japan.

**Geben Sie uns eine kleine Einführung in die Welt der Waschmittel.**

Die Anforderungen an ein Spülmittel sind hoch: Es soll reinigen und beim Gebrauch Frische erzeugen, aber es muss flüchtig sein, darf also keine Spuren auf den Tellern hinterlassen. Niemand will beim Essen einen Hauch von Zitronen-Waschmittel wahrnehmen. Bei Waschmittel ist es umgekehrt: Der Duftstoff muss ein wenig nachhängen, selbst nach dem Spülgang muss er im Material dezente Duftspuren hinterlassen, damit die trocknende Wäsche nicht „nass“ riecht. Das sind technisch zwei unterschiedliche Herangehensweisen, die Duftkomposition ist aber eher überschaubar.

**Gab es eine Evolution der Duftstoffe? Roch es früher mehr nach Zitrone, und heute sind Apfelsinen gefragt?**

Nein, im Spülmittelmarkt werden wenige Düfte entwickelt. Bei P&G braucht man nicht jedes Jahr einen neuen Duft. Meine Aufgabe war es vor allem, die bestehenden Düfte zu überwachen. Letzt-



Aber ja, das Auge riecht auch mit: Christophe Laudamiel arbeitet im Labor auch mit Farbstoffen

lich wurde nur ein Duft von mir für Lenor umgesetzt, aber den gibt es immer noch. **Die Welt der Wasch- und Spülmittel ist vom Marketing geprägt: „Weißer als weiß“, „frischer als frisch“. Wie übersetzt man das in Düfte?** Das ist eine der großen Fragen: Wie riecht frisch? Was bedeuten diese Begriffe für Teller, was für Kleider? Frischgewaschene Teller brauchen viel Citrus, Äpfel und Beeren, leichte Blumenwürfte, aber kein Holz-, kein Wald-, kein Moschusaroma und nichts Schweres, vor allem: keine Seife. Wir assoziieren Seife mit Sauberkeit, aber saubere Teller dürfen nicht nach Seife riechen. So müssen wir andere Duftkombinationen suchen, um Frische zu finden. **Und Waschmittel? Kleider vertragen Moschus, weichere und süßere Düfte. Auch der**

**Christophe Laudamiel,** geb. 1969 in Clermont-Ferrand, machte seinen Master in Chemie 1991 in Straßburg und lehrte unter anderem in Harvard. Sein Diplom als Parfümeur erhielt er 1997. Er lebt in New York.

reine Seifenduft passt zu Waschmittel. Es darf sauber riechen. **Warum sind Sie in die Parfüm-Welt gewechselt?** Wenn man sich in der Welt von Lenor und Ariel bewegt, erkennt man schnell die Begrenzungen. Konsumentenakzeptanz ist der einzige Erfolgsmesser. **Worin unterscheiden sich denn Reinigungs- und Parfüm-Düfte?** Man arbeitet in der Reinigungsindustrie viel mit basischen Stoffen. Basen haben die Eigenschaft, viele Duftstoffe zu verschlucken. Ganz anders die *fine fragrances*.

Hier ist der Grundstoff Alkohol. Alkohol ist sehr fein, er erlaubt verschiedene Duftstoffe, er verdeckt und verschluckt nichts. Das eröffnet Möglichkeiten, erfordert aber auch, dass man den Duft sorgfältiger bearbeiten muss. **Sie haben einige der begehrtesten Düfte kreiert für Aramis, Hilfiger oder Clinique. Welchen anderen Duft bewundern Sie?** Egoïste und Acqua di Gio. An Egoïste liebe ich das Holz und die Gewürze. Seine Süße ist außergewöhnlich für ein Männerparfüm. Acqua di Gio hat jenen Bereich perfektioniert, den wir in der Duftwelt alle anstreben: Frische. **Woran erkennen Sie einen guten Duft?** Ich kann am Geruch erkennen, ob die Zutaten wertvoll oder billig sind. Mich interessiert die Struktur: Ist sie neu? Ist sie aufregend? Oder wird hier bloß etwas wiederholt? Eine sichere Weise,

sehr gute von schlechteren zu unterscheiden, ist die Dauer, die der Duft am Körper bleibt. Mittelmäßige Düfte kollabieren nach spätestens zwei Stunden. **Beschreiben Sie die großen Moden der Parfümwelt.** Die 1980er waren blumig und süß, mit Düften wie Poison oder Giorgio. Die Neunziger wurden fruchtig. Die Nullerjahre waren fruchtig-blumig mit einer Betonung von Vanille und Patschuli. Alles begann mit Coco Mademoiselle. Patschuli kann auf spezielle Weise Frische betonen.

## „Die Nullerjahre standen für ein gewisses Aufräumen“

**Spiegeln Parfüme auch die Zeit, in der sie entstanden sind?**

Sicher. Ich glaube, die 1990er und die Nullerjahre standen für ein gewisses Aufräumen, für ein Säubern der Großstädte, wie wir es in New York zumindest an der Oberfläche deutlich erlebten. Selbst die Verruchtheit war plötzlich sauber.

**Wie beeinflusst Parfüm unsere Gesellschaft?**

Düfte sind prägend, aber ich habe noch nicht von einem Jugendlichen gehört, der gegen das Parfüm seiner Eltern rebelliert. Umgekehrt gibt es keine Parfüme, die Jugendliche tragen können, um sich von den Eltern abzugrenzen.

**Glauben Sie, dass Düfte für uns weiter so magisch sein werden?**

Ich glaube, dass Menschen eines Tages weite Wege gehen werden oder lange anstehen, um etwas riechen zu dürfen. Denn das ist das Besondere an Düften: Sie müssen vor Ort sein, um sie riechen zu können. Sie können keine Bilder davon schicken, das Internet ist bedeutungslos für Düfte.

Das Gespräch führte Mikael Krogerus



**Die Wetterfee** Gina Bucher beantwortet alle Fragen rund ums Wetter. Diese Woche: Zur Lage an den Festtagen

## Werden wir eine weiße Weihnacht feiern?

**Brr!** Die Kälte ist da und der Winter real fühlbar geworden. Meteorologisch hat er ja bereits am 1. Dezember begonnen, astronomisch gesehen fängt er allerdings erst am 22. Dezember an. Spätestens da steht die verständliche wie gleichzeitig monstrose Frage an: Werden wir eine weiße Weihnacht feiern?

Eine weiße Weihnacht scheint in unserer Vorstellung als nahezu absolut gesetzt. Genährt von Werbung, Filmszenen, Weihnachtsmärchen und Weihnachtsliedern, spielt sich Weihnachten in unseren Köpfen inmitten großzügig eingeschneiter Landschaften und womöglich noch mit Rentieren vor der Haustür ab. Da kommt nicht nur der Coca-Cola-Weihnachtsmann durch die weiße Winterlandschaft gestapft, auch die Schneeflockchen und die Weißröckchen schneien vom

Himmel herab, da rieselt leise der Schnee und glänzt weihnachtlich der Wald. Ja, fast scheint es, als ob Weihnachten nur auf der Südhalbkugel in Grün stattfinden würde.

Klar, die Weihnacht, die soll weiß gefeiert werden, macht das Weiß doch die ganze Sache um einiges eleganter, wenn das denn schon die Religion nicht mehr tut. Entsprechend früh wird die Frage nach einer weißen Weihnacht jedes Jahr gestellt, nicht nur die *Bild*-Zeitung wagt gerne schon im November den Meteorologen diese monstrose Frage zu stellen. Obwohl die, vorausgesetzt es sind seriöse, selten eine Prognose machen, die länger als zwei Wochen währt.

Nun sind es nur noch weniger als zehn Tage bis Weihnachten, das heißt, anständige Meteorologen werden sich gerade erst an

eine Prognose wagen. Unabhängig aber von der hiesigen Vorhersage weiß die Wetterfee: Eine weiße Weihnacht in den Niederungen ist selten. Ja, tatsächlich dominieren hierzulande grüne Weihnachten.

Und das, obwohl der erste Schnee der Saison meistens (wenn auch nicht in diesem Jahr) bereits Ende November fällt, vielleicht Mitte Dezember nochmals ein massiver Kaltluftvorstoß und noch mehr Schnee folgen. Es gefriert alles schön und fest, und man sieht sich bereits auf dem Bärenfell vor dem Kaminfeuer Geschenke auspacken, während draußen die Flocken tanzen.

Aber nein, nahezu zuverlässig folgt auf den ersten Wintereinbruch eine mildere Phase: Die weiße Pracht schmilzt dahin, die letzten Besorgungen vor Weihnachten versinken in grauem

Schneematsch, die schönen Schuhe sind dahin, die Romantiker auch. Schuld ist milde atlantische Luft, die von Westen heranströmt, womöglich inklusive Regenfällen. Diese milde Luft vergeht sich an der lieblich daliegenden Schneedecke und lässt sie schmelzen wie die Kuvertüre im Wasserbad. Meteorologisch gesehen ist dieser Temperaturanstieg ganz normal und nennt sich „Weihnachtstauwetter“. Dieses Phänomen zählt zu den sogenannten Singularitäten, also jenen Wetterlagen, die zu einer bestimmten Zeit mit besonderer Wahrscheinlichkeit auftreten. Sie liegt in diesem Fall je nach Region bei 60 bis 70 Prozent.

Immerhin steigen die Aussichten für weiße Weihnachten, wenn man zu den Festtagen in östliche Richtung fährt. In München stehen die Chancen, an allen drei

Festtagen durch Schnee zu stapfen, im Vergleich zu den größeren Städten noch am höchsten. In der bayerischen Hauptstadt liegt im Mittel etwa alle drei Jahre vom 24. bis 26. Dezember eine geschlossene Schneedecke. In Dresden dagegen feiert man gleichwohl alle vier bis fünf Jahre weiße Weihnachten, in Hamburg lediglich alle neun Jahre. Frankfurt am Main und Aachen kann im Schnitt nur jedes zehnte Jahr mit Schnee rechnen. Anders formuliert: Nach dem letztjährigen Schneechaos stehen die Chancen für eine weiße Weihnacht in diesem Jahr überall besonders schlecht.

» **Community** Haben Sie eine Frage an die Wetterfee? Dann stellen Sie sie auf [freitag.de/wetterfee](http://freitag.de/wetterfee)



ARCH+ ...



bietet ...



viel Stoff ...



... für Nachdenkliche.



[www.archplus.net](http://www.archplus.net)



# A-Z Hausautoren



FOTO: FREDERIC LEZAM/DAIF

**Neue Bücher** Was waren die wichtigsten Ereignisse des Jahres? Diese 15 gehören auf jeden Fall dazu: Romane, Essays, Miniaturen oder Fotobände von Autoren aus dem Umfeld des „Freitag“. Ob diese so arbeiten wie die Dame auf dem Foto, bleibt geheim. Alles Weitere im Lexikon in eigener Sache

## A

**Alphabet** Der Berliner Schriftsteller und Freitag-Autor Jochen Schmidt ist einer der größten Humoristen unserer Zeit. Das Spektrum reicht von der literarischen Transformation der Neurosenlehre (*Meine wichtigsten Körperfunktionen*) bis zum feinen Wortwitz. Sein neuestes Buch *Dudenbrooks* erhellt sich, wenn man den Titel erfasst: Eine Kombination aus Wörterbuch und Familienroman. **26 Geschichten von A-Z über 26 Personen, gestrickt auf der Grundlage von sieben Wörtern jeweils eines Anfangsbuchstabens, die sich im Abstand von maximal 40 Wörtern im Duden finden**, bilden Miniaturen, die – wie in Johann Hebels *Kalendergeschichten* – Schwank, Anekdote und Parabel auf lakonisch verengtem Raum vereinen und das Absurde im Sinne Becketts sanft küssen. Oder ganz anders, jedenfalls aber mit Suspense: „Als Georg vom Einkaufen nach Hause kam, hing sein Gast am Galgen.“ Die wunderbaren Illustrationen der Zeichnerin Line Hoven, die an Holzschnitte erinnern, machen das Buch zum perfekten Weihnachtsgeschenk. *Michael Angele*

*Dudenbrooks* Jochen Schmidt und Line Hoven Jacoby und Stuart 2011, 64 S.

## B

**Blödmaschine** Georg Seeßlen, das sagt er selbst, schreibt im Grunde sein ganzes Leben schon an einem Text, dessen einzelne Kapitel, Abschweifungen und Randbemerkungen in verschiedenen Formen ausgegeben werden: auf seitengroßen Artikeln im Freitag. Oder eben in Bü-

chern. Davon sind in diesem Jahr zwei erschienen. Gemeinsam mit Markus Metz hat Seeßlen in der edition suhrkamp den 780 Seiten starken Band *Blödmaschinen* veröffentlicht. **Eine Blödmaschine kann alles Mögliche sein, ein Mensch, ein Medium, ein Diskurs, der durch die Dummheit, die er produziert, die politische Kultur bestimmt, in der wir leben**: die Postdemokratie. Vom Postmenschen und seinen körperlichen Beziehungen handelt die kleine Schrift *Träumen Androiden von elektronischen Orgasmen?*

Darin verfolgt Seeßlen den Körper durch seine Darstellungen in der Populärkultur und beantwortet so schöne Fragen wie: Sind romantische Vampire die besseren Liebhaber? Oder kann man noch Sex haben, wenn keine Kamera eingeschaltet ist? *Matthias Dell*

**Träumen Androiden von elektronischen Orgasmen? Sex-Fantasien in der Hightech-Welt I Sexual Politics 2** Georg Seeßlen Bertz+Fischer 2011, 156 S.

**Blödmaschinen – Die Fabrikation der Stupidität** Georg Seeßlen und Markus Metz edition suhrkamp 2011, 780 S.

## F

**Flaneur** Noch ein Buch über Berlin. Zum Glück? „Auf meinen Fotografien ist zu sehen, was dem Flaneur begegnet, der ja Zeit ausgerechnet dadurch zurückerobert, dass er sie verschwendet“, sagte der Fotograf Roger Melis über seine Bilder. David Wagner gelingt mit *Welche Farbe hat Berlin* die literarische Übersetzung dieses Ansinnens. Mit seinen Feuilletons, bis auf eines in den vergangenen sieben Jahren entstanden, gräbt Wagner auf seinem Weg durch die Stadt Bilder aus, die verschüttgegangen sind – im Kopf, unter

Bauschutt, hinter verglasten Fassaden. **Eine empfehlenswerte Lektüre als Erinnerung daran, dass vor nicht langer Zeit dort Gebrauchtwagen verkauft wurden, wo heute Townhouses stehen.**

Manchem Neuberliner könnte der Band als Einführung in die Stadt dienen, weil man hier erfahren kann, dass die Geschichte Berlins, seiner Straßen, Häuser und Plätze älter und in den meisten Fällen spannender ist als die eigene Biografie. Zum Glück noch ein Buch über Berlin: Denn Wagner bleibt nicht in den bekannten Bezirken kleben, an denen sich Autoren und Journalisten sonst mehr oder weniger lesenswert abrackern. Er fährt auch mal bis Endstation, quasi nach „jwd“, janz weit draußen.

*Conrad Menzel*

**Welche Farbe hat Berlin** David Wagner Verbrecher Verlag 2011, 215 S.

**Frauenfrage** Jedem Menschen habe der Herrgott „einen Faden in die Hand gegeben, an dem er fortspinnen soll“, sagte Bettina von Arnim zu Fanny Lewald in den 1840er Jahren. „So muss mir für mein Teil wohl der Faden der fälschlich so genannten Frauenfrage zuertheilt worden sein.“ **So nannte Lewald die „Herzessache“, die stets Antrieb ihres Schreibens war – die Emanzipation der Frauen, der Juden und der jüdischen Frauen.** Anlässlich des 200. Geburtstages dieser bedeutenden Romanschriftstellerin des 19. Jahrhunderts versammelt Christine Ujma in *Fanny Lewald (1811-1889)* Beiträge zu ihrem Schaffen, im Spannungsverhältnis von Weiblichkeit und Intellektualität. Neben ihren Beziehungen zu Heinrich Heine, George Sand und Therese von Bacherach umgab sie sich auch mit jungen Männern wie Gottfried Keller und Theodor Fontane, mitunter zum Groll des „Establishments“. *CM*

**Fanny Lewald (1811–1889)** Christine Ujma Aisthesis Verlag 2011, 283 S.

## G

**Großstadt** Im Französischen heißt das, was wir unter der Neuen Sachlichkeit der zwanziger Jahre kennen, bezeichnenderweise *ordre froid*. Den abgedimmten, kühlen Gestus feierten Zeitgenossen als unerlässlichen Habitus im Großstadt-Dschungel. An diese inhaltliche und ästhetische Tradition knüpft die Berliner Autorin Annett Gröschner an. Schon in *Moskauer Eis* rief sie die Kältemetapher auf, die sie nun in ihrem neuen Roman *Walpurgisnacht* als Motiv – den von der Protagonistin in einer Gefriertruhe aufgefundenen Vater – wieder aufnimmt und zum Ausgangspunkt einer verzweigten, bizarren und figurenreichen Großstadtdgeschichte macht, die nicht nur formal an Döblins *Berlin Alexanderplatz* erinnert.

Das an einem einzigen Tag im Jahre 2002 handelnde Asphalt drama liest sich wie eine stadthnologische Momentaufnahme Berlins in der Art, wie es Ivan Goll für seine Zeit beschrieb: „Ein direkter Uppercut auf die linke Schläfe. Oder ein blitzschneller Schlag in die Herzgegend. Rapi-des Bild.“ Ob es „die Seele berührt“, wie es Goll wünschte, hängt ein bisschen vom Temperament der Leser ab.

*Ulrike Baureithel*

**Walpurgisnacht**, Annett Gröschner Deutsche Verlags-Anstalt 2011, 443 S.

## K

**Kommentar** Als „unvermeidliches Geisterbahn-Personal“ und „verbalradikale Schaumschläger“ beschrieb Rudolf Walther vor Wochen in einem taz-Kommentar Anhänger der NATO-Intervention in Libyen. **Keine Frage, der Frankreich-Autor des Freitag ist gern polemisch und pflegt einen pointierten Stil, in dem sich spiegelt, was oft behauptet wird, aber nur noch selten zu haben ist:** Eine Position oder auch Haltung, die sich feuilletonistisches Geplänkel versagt. Gerade eben hat Walther einen ersten Band seiner Essays, Porträts, politischen Kommentare, Glossen und Verrisse vorgelegt und mit dem Titel *Aufgreifen, begreifen, angreifen* bedacht. Zwei Bücher gleichen Zuschnitts sollen folgen. Ob die Texte aus vier Jahrzehnten Publizistik ein „roter Faden“ zusammenhält, überlässt der Autor dem Urteil des Lesers.

*Lutz Herden*

**Aufgreifen, begreifen, angreifen. Historische Essays, Porträts, politische Kommentare, Glossen, Verrisse** Rudolf Walther M&V Verlags- und Vertriebsgemeinschaft 2011, 390 S.

**Krise** Nachwuchs-Fotografen sind in der (wirtschaftlichen) Dauerkrise, aber sie ziehen los und erzählen **Geschichten von Menschen an desolaten Orten wie Kabul oder Detroit.** Bewegende Bildsprache und preisgekrönte Fotos kann man online und nun in einem Bildband sehen (s. Foto). *ML*

**Junger Fotojournalismus und Dokumentar fotografie** Kevin Mertens (Hrsg.) emerge 011, 276 S., emerge-mag.com

## M

**Minimals** „Ich nenne meine Kurzprosa Minimals, weil ich nicht an Maximen glaube“, sagt Deniz Utlu über seine Miniaturen. **Dabei handelt es sich um verdichtete Prosa, die sich zwischen den Formen Essay, Lyrik und Kurzgeschichte bewegt.** Dieses Jahr sind in zwei Sammelwerken einige dieser Minimals veröffentlicht worden: In der Festschrift anlässlich der Verleihung des Ulrich-Beer-Förderpreises an Utlu mit dem Titel *Der Kuckuck aus dem Uhrwerk* und im viel besprochenen *Manifest der Vielen*, herausgegeben von Hilal Sezgin. Hier hat Utlu unter zu-

meist Sachtexten einen literarischen Beitrag veröffentlicht: Wo es um die Vielfalt Deutschlands geht, ist die Vielfalt der Form ein politisches Statement. *MD*

Prosa-Miniaturen im **Manifest der Vielen**, Deniz Utlu Blumenbar 2011, 240 S. und **Der Kuckuck aus dem Uhrwerk** Deniz Utlu Centaurus 2011, 84 S., sowie essayistische Beiträge zu dem kritischen Nachschlagewerk **Wie Rassismus aus Wörtern spricht** Unrast 2011

## S

**Sex sells** Auf dem Höhepunkt der Missbrauchsdebatte mischte sich der Sexualforscher Volkmar Sigusch mit provokanten Thesen im Freitag ein. Wer tiefer in die Auseinandersetzung um Pädophilie eindringen will, sollte sich das kleine Bändchen *Sex tells*, das Sigusch zusammen mit seinen ehemaligen Kombattanten Günter Amendt und Gunter Schmidt herausgegeben hat, nicht entgehen lassen. **Dort finden sich einige Schlüsseltexte aus dem vor 30 Jahren von Hermann L. Gremliza angestoßenen Periodikum Sexualität konkret, die, in Spannung gebracht mit einigen neueren Texten, nicht nur ein aufklärendes Licht auf die gegenwärtige Missbrauchsdiskussion werfen**, sondern auch auf das öffentliche Dauerpalaver über Sexualität, das Dylan-Fan Günter Amendt mit dessen Worten erklärt: „Mass communication killed it all. Oversimplification.“ *uba*

**Sex tells. Sexualforschung als Gesellschaftskritik** Günter Amendt, Gunter Schmidt, Volkmar Sigusch KVV konkret 2011, 139 S.

**Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik** Volkmar Sigusch Campus 2011, 294 S.

## W

**Weltverbesserung** Weltverbesserer haben keinen guten Ruf. **Wir nennen sie neuerdings Gutmenschen oder Wutbürger, denken dabei an übelgelaunte Spaßverderber, chronisch Unzufriedene, an Ewiggestrige, die um ein, zwei oder drei Revolutionen betrogen wurden.** Im besten Fall haben wir es mit einem dieser hoffnungslosen Idealisten zu tun, die es sich gemütlich gemacht haben in ihrem Wolkenkuckucksheim. Meist sind es Linke, die zu dieser rückwärtsgewandten, oft depressiv veranlagten Spezies gehören. Menschen mit Humor, die sich dem Progressiven verschrieben haben, muss man suchen. Aber mindestens einen gibt es: Er heißt Robert Misik. *Jörn Kabisch*

**Anleitung zur Weltverbesserung. Das können wir doch mit links** Robert Misik Aufbau-Verlag 2011, 224 S.

## Z

**Zelluloid** Simon Rothöhler hat ein akademisches Buch geschrieben, und das sympathischerweise so, wie er Texte für den Freitag schreibt: **Die Klugheit des Gedankens soll sich an der Genauigkeit von Argumenten zeigen und nicht an einer Sprache, die Akademismus mit wichtigsteuereischer Verquastheit wechselt.** *Amateur der Weltgeschichte* handelt, abstrakt gesagt, darüber, wie das Kino Geschichte schreiben kann, inwiefern die Lektüre der Werke etwa von Thomas Heise, Romuald Karmakar, Claude Lanzmann, Wang Bing oder James Benning konkrete Erkenntnisse verschafft. Ein wichtiger Aspekt bei dieser Betrachtung von Filmen der letzten zehn Jahre ist die Materialfrage – D wie Digital. *MD*

**Amateur der Weltgeschichte. Historiographische Praktiken im Kino der Gegenwart** Simon Rothöhler diaphanes 2011, 256 S.